

UNTERSCHIEDE, UNGLEICHHEITEN UND KLASSENANALYSEN

Von

Jürgen Ritsert

*Es handelt sich um eine kurze Zusammenfassung von verschiedenen Texten, die ich im Lauf der Zeit zum Grundbegriff soziale Klasse verfasst habe. Zuletzt: >>Reichtum, Macht und Ehre<<, Verlag Westfälisches Dampfboot, Münster 2018.

ISSN 1868-9213
© Jürgen Ritsert
Frankfurt/M 2023

Inhaltsverzeichnis

Kapitel 1 Grundbegriffe der Ungleichheitsforschung.....	5
Reichtum, Macht und Ehre.....	5
Unterschiede, sozial relevante Unterschiede und soziale Ungleichheit.....	9
Gleichheit.	10
Kapitel 2. Klassen und Soziale Ungleichheit.	13
Classis.....	13
Kapitel 3. Klassifikationen und Klassenstruktur.....	19
Über die Realität des Begriffs.	19
Kapitel 4. Klassifikationen historischer Klassenformationen. Drei klassische Beispiele.	27
1. Beispiel: Klassen in der kapitalistischen Gesellschaft. (Kreislaufmodelle im Zweiten Band des >>Kapital<<).	27
2. Beispiel: Klassen, Stände und Parteien (Max Weber).	32
Zum Verhältnis von Klassen, Ständen und Parteien.	34
3. Beispiel: Eine revidierte Klassenanalysen der BRD?	37
Eliten.....	40
Kapitel 5. Eigentum und Besitz.....	41
Die Okkupationstheorie des Eigentums.	41
Die Arbeitstheorie des Eigentums.....	44
Kapitel 6. Surplus und Klasse.	51
Mehrprodukt und Wachstum.....	51
Surplus und Herrschaft.....	53
Empirische Klassenanalyse – Ein Beispiel.	55
Kapitel 7. Soziale Diskrepanzen im Kontext.	63
Kapitel 8. Klasseninteressen und der Klassenbegriff in zwei neueren Varianten.	73
Klasse und Interesse – Über ein schwieriges Verhältnis.	73
Die Klassenstruktur fortgeschrittener Gesellschaften (A. Giddens).	75
Ungleichheit und Klassengesellschaft (Butterwegge).	78
Kapitel 9. Das Verschwinden der Klassen in der Theorie	83
Die Existenz der Klassen – Ein umstrittenes Phänomen.	83
Übliche Einsprüche gegen die Klassentheorie.....	85
Die Schichten als Statthalter der Klassen.....	89

Jenseits von Stand, Klasse und Schicht?.....	92
Das Milieu neuer sozialer Ungleichheiten.	97
Normalwissenschaftliche Probleme der Ungleichheitsforschung.	100
Kapitel 10. Klasse und der „subjektive Faktor.“ Das Beispiel Bourdieus.....	103
Praxis und Habitus.....	106
Der Habitus als Vermittlungsbegriff?	111
Literaturverzeichnis.....	117

KAPITEL 1

GRUNDBEGRIFFE DER UNGLEICHHEITSFORSCHUNG.

Reichtum, Macht und Ehre.

Ein Versuch, „die“ allgemeinsten Grundbegriffe verschiedener Ungleichheitstheorien oder von Projekten der Ungleichheitsforschung zusammenstellen und kommentieren zu wollen, bliebe aussichtslos. Es gibt eine Mannigfaltigkeit von Thesen und Begriffen zu diesem Thema, die oftmals in einem alles andere als einheitlichen Gebrauch im Umlauf sind. Einige dieser Konzepte können gleichwohl als Kategorien, als Stammbegriffe der soziologischen Vernunft gelten. Sie finden in den verschiedensten Theorien Verwendung, wenn auch nicht unbedingt auf die gleiche Art und Weise. Das gilt nicht zuletzt für den Klassenbegriff. Um nur ein klares und eindeutiges Beispiel für diese Differenzen anzuführen: Die Vokabel *class* findet sich mit Sicherheit in jedem englischsprachlichen Wörterbuch der Soziologie. Im Amerikanischen deckt sich dieser Begriff jedoch inhaltlich weitgehend mit dem, was im deutschen Wörterbuch „Schicht“ heißt. Bei den Briten wird hingegen unter *class* oftmals eine „soziale Klasse“ verstanden, wie sie etwa mit der Unterscheidung zwischen Lohnarbeitern und Kapitalisten gemeint ist. Auch der historische Einzugsbereich des Klassenbegriffes ist strittig. Eine These lautet: Vor der Entstehung der kapitalistischen Klassengesellschaft in England habe es eine Ständegesellschaft und keine Klassengesellschaft gegeben. In anderen Theorien wird davon ausgegangen, diese Klassen wären zwar zu Beginn der Entwicklung des Industriekapitalismus in Erscheinung getreten, aber heutzutage bestünde eine neue Ungleichheitsordnung „Jenseits von Stand und Klasse“ (U. Beck). Sind die Klassen inzwischen tatsächlich ins Jenseits abgetreten? In diesem Falle gehen die Meinungen gewaltig auseinander. Adorno beispielsweise betont in seiner Vorlesung >>Zur Einleitung in die Soziologie<<: „Was ich meine, ist also nur das, dass es eine Aufgabe der Soziologie ist, an gewissen Wesensbestimmungen, wie der der Klassen festzuhalten, die ja in einem entscheidenden Sinn, nämlich dem der Abhängigkeit der meisten Menschen von anonymen und undurchsichtigen wirtschaftlichen Vorgängen fortbestehen, aber ebenso auch aus dieser Entwicklungstendenz selber die Modifikationen abzuleiten oder wenigstens sie zu verstehen, die dazu führen, dass ein solcher Grundtatbestand, wie der der Klassen, heute nicht mehr in dem traditionellen Sinn erscheint.“¹ Aber in welchem veränderten Sinn erscheint er dann?² Eines lässt sich immerhin mit einem hohen Grad der Verbindlichkeit sagen: Die meisten Ungleichheitstheorien und Ungleichheitsdiskurse, auch zahlreiche der Gegenwart, bewegen sich auf die eine oder ganz andere Weise im Achsenkreuz von *Reichtum*, *Macht* und *Ehre*, wobei die „Ehre“ heutzutage eher als „soziales Prestige“ angesehen und bezeichnet wird. In diesem

1 Th. W. Adorno: Einleitung in die Soziologie, Frankfurt/M 1993, S. 45 f.

2 Vgl. Th. W. Adorno: Reflexionen zur Klassentheorie, in ders. Soziologische Schriften 1, Frankfurt/M 1979.

Achsenkreuz ist natürlich auch der Klassenbegriff angesiedelt. Kant hat die ungleichheitstheoretische Trias so beschrieben: „Macht, Reichtum, Ehre selbst Gesundheit, und das ganze Wohlbefinden und Zufriedenheit mit seinem Zustande, unter dem Namen der *Glückseligkeit*, machen Mut und hiedurch öfters auch Übermut, wo nicht ein guter Wille da ist“, der die Geldgier sowie das Macht- und Prestigestreben zügelt.³ Diesen drei Grundbestimmungen gesellschaftlicher Ungleichheit entsprechen drei elementare Antriebe menschlichen Handelns, welche die Konkurrenz und die Auseinandersetzungen zwischen den Einzelnen anstacheln: *Ehrsucht*, *Herrschaftsucht* und *Habsucht*.⁴ Kant trifft auf diese Weise Unterscheidungen, deren Komplexität in Texten über soziale Ungleichheit nicht selten vernachlässigt wird. Denn die drei Kategorien, welche das ungleichheitstheoretische Achsenkreuz bilden, weisen vor allem einen normativen Doppelcharakter auf (Mut und Übermut)! Das Adjektiv „reich“ kann z.B. die Bedeutung von „genug“, also von völlig „ausreichenden“ Mittel für den Lebensunterhalt aufweisen. Auch „gehaltvoll“ im Sinne von „angereichert mit“ oder „das reicht mir“ kann gemeint sein. Durch diese Wendungen werden eher *positive* Akzente gesetzt. Sie gibt es sogar bei der der Kategorie der „Macht“. Diese kann ja durchaus Fähigkeiten, Können und Kompetenz anzeigen. Jemand verfügt z.B. über das Können, um bestimmte Aufgaben zu lösen. Es steht in der Macht einer Person, dies zu tun und jenes zu lassen. Das sind *positive* Bestimmungen. Bei „Ehre“ denken wir zunächst an die Adels- oder Standesehre. Aber jemand kann auch heute noch mit Fug geehrt werden. Dann wird eine Person gewürdigt, weil sie eine verdienstvolle Leistung erbracht hat. „Würdenträger“ müssen nicht unbedingt einen Orden herumtragen oder in Hierarchien ganz oben stehen. Sie können sich in erster Linie um etwas verdient gemacht haben. So können selbst „kleine Leute“ ihre „Meriten“ erwerben. Dann werden etwa „Helden des Alltags“ gefeiert. *Meritum* bedeutet im Latein den Verdienst nicht vorab im Sinne des Einkommens, sondern ein mit Recht erworbenes Ansehen. Auch in diesem Falle gibt es also einen *positiven* Akzent.

Doch normalerweise wird in Diskussionen über soziale Ungleichheit auf die negativen Implikationen der drei Grundbegriffe zurückgegriffen.

(a) Beim Reichtum geht es dann nicht zuletzt um das Gefälle zwischen der Masse der armen Menschen und der vergleichsweise kleinen Gruppe all derjenigen, welche über einen hochprozentigen Anteil an Geld- und Sachvermögen verfügen. Armut wird statistisch meist anhand des monatlichen Einkommensanteils der Haushalte gemessen, der < 60% des durchschnittlichen Haushaltseinkommens in der jeweiligen Gesellschaft beträgt. (Bei Alleinlebenden waren dies bis vor Kurzem 1148 € netto pro Monat). Vom statistischen Bundesamt gibt es die Auskunft, dass im Jahre 2022 ca. 17,3 Millionen der Bundesbürger von einer auf diese Weise bestimmten Armut bedroht waren. Es gibt zudem den GINI-Koeffizienten. (Nach Corrado Gini benannt). Seine Grundlage stellt die Lorenzkurve dar. Auf deren

3 I. Kant: Werke in sechs Bänden (Ed. Weischedel), Band IV, S. 18 (Herv. i. Org.).

4 I. Kant: Werke, a.a.O., Band VI, S. 38.

Abszisse (x-Achse) finden sich %-Anteile der Bevölkerung am Einkommen. Sie reichen von 0%, über 10%, 20% usf. bis 100%. Auf der Ordinate (y-Achse) werden Einkommensgrößenklassen ebenfalls in einer %-Einteilung abgetragen. In der Bundesrepublik verfügen 10% der Wohlhabendsten über 60% des Geld- und Sachvermögens. Der Gini-Koeffizient für die BRD beträgt 0,76, rückt also recht nahe an die 1 als Ausdruck vollkommener sozialer Ungleichheit heran.

(b) Der alte Begriff der (Standes-),„Ehre“ (*honestas*) wird heutzutage weitgehend durch den Terminus „Berufsprestige“ ersetzt. Dabei geht es bekanntlich um eine Rangordnung von Berufen nach dem gesellschaftlichen Ansehen, das sie genießen. Eine solche Skala ergibt sich meistens aufgrund einer Befragung. Ihr liegt normalerweise eine repräsentative Stichprobe von Staatsbürgern zugrunde, welche Berufe in eine Reihenfolge ihres Ansehens bringen sollen. Welcher Beruf wird in seinem Ansehen höher geschätzt als ein anderer? Auch in Indices, welche die Stellung der Bürger in einer Schichthierarchie „messen“ sollen, gehen die Grade des sozialen Prestiges der Berufe (neben dem Einkommen und der Schulbildung) ein (**SEB-Index**). Das Institut für Demoskopie in Allensbach veröffentlicht regelmäßig eine Berufsprestigeskala in der Bundesrepublik. 2023 standen Ärzte, Krankenschwestern und Polizisten an den ersten drei Stellen; an den letzten drei finden sich Politiker, Fernsehmoderatoren mit den Bankern als Schlusslicht. Ein größeres Berufsprestige ist oftmals, aber nicht notwendigerweise mit einem höheren Einkommen und größerem Einfluss verbunden. Das Beispiel der so hoch geschätzten Pflegekräfte und deren Bezahlung zeigt, dass da nicht in jedem Fall eine Korrelation von der Art bestehen muss: Je größer das Ansehen, desto höher ist der Reichtum und desto höher ist auch der Grad des Einflusses. Doch die höchst Vermögenden etwa in ihrer Rolle als „Wirtschaftsführer“ üben meistens einen nachhaltigen Einfluss auf die Politik aus. Sie können z.B. sicher sein, dass Forderungen nach einer „Reichensteuer“ von Klientelparteien mit dem Argument des „Neidkomplexes“ abgeschmettert werden.

(c) Einen normativen Doppelcharakter weist sogar der Machtbegriff auf. Ich folge sicherlich keinem fest etablierten Sprachgebrauch, wenn ich ihm die Kategorie der Einflussnahme überordne. Macht bedeutet ganz allgemein eine Form der Einflussnahme. Wer oder was nimmt in einer Situation mit welchen Mitteln und auf welchen Wegen Einfluss auf Dinge und/oder Personen? Jemand kann aus gutem Willen und mit vernünftigen sowie empathischen Mitteln Einfluss auf andere nehmen (wollen). Und es steht vielleicht tatsächlich in ihrer oder seiner Macht, dies zu bewerkstelligen. Ein Mensch mit einer Sachautorität, der andere tatsächlich zu etwas zu bewegen vermag, stellt wahrlich eine völlig andere Person dar als der autoritäre Charakter, der die Macht anbetet und Schwächere unterdrückt. Doch normalerweise wird auf die negativen Akzente des Machtbegriffs zurückgegriffen. Das lässt sich am allseits bekannten und verwendeten Machtbegriff von Max Weber ablesen:

„*Macht* bedeutet jede Chance, innerhalb einer sozialen Beziehung den eigenen Willen gegen Widerstreben durchzusetzen, gleichviel worauf diese Chance beruht.“⁵

Zwar schließt auch dieses Zitat die Möglichkeit positiver Akzentsetzung ein. Denn es könnte ja auch die Durchsetzung des guten Willens gegen amoralisches oder auf die Unterdrückung der Gegenüber zielendes Widerstreben gemeint sein. Doch normalerweise wird bei „*Macht*“ an Chancen gedacht, anderen den eigenen Willen auch gegen deren noch so heftigen Widerstand aufzuherrschen zu können. Diese Chancen können auf den verschiedensten Machtmitteln beruhen. Sie können von der geschickten sprachlichen Überredung über die Verfügung über Produktionsmittel bis hin zur nackten Gewaltanwendung reichen. Macht bedeutet den Kern von Herrschaft.

„*Herrschaft* soll heißen, für einen Befehl bestimmten Inhalts bei angebbaren Personen Gehorsam zu finden.“⁶

Die Fügsamkeit der Untertanen kann auf ihrer festen Orientierung an von ihnen selbst als vernünftig (legal und legitim) anerkannten Regeln der Herrschaftsordnung, aber auch auf dem Glauben an die Legenden beruhen, welche die Herren und ihr Klüngel (etwa Priester) im eigenen Interesse in die Welt gesetzt haben, um ihre Position ideologisch abzusichern. Hinzu kommt der Gehorsam aufgrund des Charismas einer sog. „Führerpersönlichkeit“ bis hin zur Unterwerfung der Mägde und Knechte aufgrund von Gewaltandrohung und Gewaltmaßnahmen. Warum wird so selten Widerstand gegen autoritäre Regimes geleistet? „Die Massen halten still, weil es ihnen an der kollektiven Organisation fehlt, deren sie bedürften, um sich anders verhalten zu können; sie halten still, weil sie in kollektive und distributive Machtorganisationen eingebunden sind, die von anderen kontrolliert und beherrscht werden. Sie sind *organisationell umstellt und umzingelt*...“⁷ Macht braucht nach der Auffassung des Autors nicht nur militärische, sondern auch ideologische und ökonomische Stützpfeiler. Wenn sie wegbrechen, gerät die Macht als Herrengewalt in die Krise. Es wird sich zeigen, dass auch der Begriff der Klasse als Position im Achsenkreuz der normativ doppelsinnigen Kategorien Reichtum, Macht und Ehre verortet ist; gleichgültig in welchem theoretischen Kontext er jeweils verwendet wird.

5 M. Weber: Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie, Studienausgabe Hrsg. v. J. Winckelmann) Soziologische Grundbegriffe § 16, Köln/Berlin 1956, S. 38 (Herv. i. Org.).

6 Ebd.

7 M. Mann: Geschichte der Macht. Erster Band: Von den Anfängen bis zur griechischen Antike, Frankfurt/New York 1994, S. 23 (Herv. i. Org.).

Unterschiede, sozial relevante Unterschiede und soziale Ungleichheit.

Es gibt mindesten einen Unterschied zwischen den Merkmalen eineiiger Zwillinge. Denn wären sie sich in allen Merkmalen, also wirklich ausnahmslos in allen Eigenschaften gleich, dann würde es sich nach dem klassischen Satz der Identität der Logik um eine Person und nicht um deren zweie handeln. Es gibt selbstverständlich eine Fülle von Unterschieden zwischen den je einzelnen Exemplaren der Gattung *homo sapiens*. Dabei können bestimmte Unterschiede für die große Mehrheit der Mitmenschen völlig uninteressant, sozial absolut irrelevant sein. Wen interessiert es schon, ob jemand einen Abstandswinkel der Ohren von 10° oder von 11° vom Kopf aufweist?

Sozial relevant wird der Unterschied von Merkmalen einer Person im Vergleich zu anderen Menschen dann, wenn diese sie für bedeutsam genug halten, um auf die eine andere Art und Weise darauf zu reagieren. Ein Unterschied der Hautfarbe kann für Forschungen über das Zustandekommen von Pigmentflecken und ihre Behandlung ungemein relevant sein. Solche Hautveränderungen werden oftmals aufgrund von Schönheitsidealen in der Gesellschaft als störend empfunden und mit den verschiedensten, den Nutzen der Kosmetikindustrie maximierenden Mitteln behandelt oder gar durch chirurgische Eingriffe beseitigt. Da Muttermale dazu gerechnet werden und diese sich bösartig verändern können, wird dieses Problem über die Pflege der körperlichen „Schönheit“ hinaus medizinisch und gesellschaftlich ungemein relevant. Doch sozial relevante Unterschiede sind nicht gleich den Erscheinungsformen sozialer Ungleichheit! Soziale Ungleichheiten bedeuten sozial relevante Unterschiede mit negativem Akzent. Eine Reihe sozial relevanter Unterschiede wird geradezu zum weit verbreiteten Aufhänger für soziale Ungleichheit. Gerade die Hautfarbe ist für die Transformation eines Unterschieds in Ungleichheit exemplarisch. Eine dunkel pigmentierte Haut wird zum Aufhänger für Rassenwahn, Diskriminierung und Verfolgung – nicht nur in den USA. Die tiefenpsychologischen Mechanismen, die hinter diesem Verhalten stehen, lassen sich an Wesensmerkmalen des (wie immer auch historisch veränderten) autoritären und faschistischen Charakters ablesen. Soziale Ungleichheit gibt es auf allen Ebenen der Gesellschaft: Von der Paarbeziehung bis hin zur Struktur der Gesamtgesellschaft. Klassen verkörpern soziale Ungleichheit auf der Ebene der gesellschaftlichen Totalität. Ich möchte Aussagen über die tatsächlichen oder vermuteten Erscheinungsformen sozialer Ungleichheit auf gesamtgesellschaftlichem Niveau als Aussagen über *soziale Diskrepanzen* bezeichnen. Klassen stellen also eine Erscheinungsform sozialer Diskrepanzen und damit sozialer Ungleichheit auf gesamtgesellschaftlicher Ebene dar. Selbstverständlich ist „soziale Ungleichheit“ im Gegensatz zu „sozial relevanten Unterschieden“ ein politischer Begriff. Soziale Unterschiede lassen sich „rein sachlich“ beschreiben. Sozial relevante Unterschiede setzen Relevanzkriterien voraus, wodurch ihnen Akteure

Bedeutung für ihre Interaktionen beimessen. Soziale Ungleichheit bestimmt sich vom Standpunkt der Akteure und/oder Beobachter kritisch anhand der negativen Dimensionen des Achsenkreuzes von Reichtum, Macht und Ehre. Natürlich ist die Negativität der Kategorie „Ungleichheit“ nicht von der Positivität ihres Gegenpols, dem Begriff und der Norm der „Gleichheit“ abzulösen.

Gleichheit.

Vorstellungen von anzustrebender sozialer Gleichheit bilden selbstverständlich eine entscheidende Grundlage vieler Kritiken an den Erscheinungsformen sozialer Ungleichheit, also auch an der Klassenstruktur einer Gesellschaft. Mit den Hauptdimensionen von „Gleichheit“ als Maßstab hat sich schon Aristoteles auseinandergesetzt und eine Unterscheidung getroffen, worauf bis auf den heutigen Tag zurückgegriffen wird: Die *arithmetische Gleichheit* wird von der *geometrischen Gleichheit* abgehoben. Die arithmetische Gleichheit hat als politische Forderung beispielsweise in der französischen Revolution beim „Bund der Gleichen“ Babeufs eine wichtige Rolle gespielt. F. N. Babeuf (1760-1797), der sich als Volkstribun sah, nannte sich deswegen auch Gracchus Babeuf. Er betrieb und propagierte einen radikalen Widerstand gegen die nachrevolutionäre Regierung (das Direktorium) in Frankreich. Überdies forderte er die Rückkehr zur revolutionären Verfassung von 1793 und verkündete Thesen wie die, die Natur habe jedem Menschen das *gleiche* Recht auf den Genuss sämtlicher Güter eingeräumt. Seine Radikalität führte dazu, dass er den Herrschenden immer gefährlicher erschien, angeklagt und 1797 guillotiniert wurde. In der Tradition des abendländischen Naturrechtsdenkens gibt es zahlreiche Ansätze, die ebenfalls davon ausgehen, im Naturzustand (Ausgangszustand) der Menschheitsentwicklung seien bestimmte Güter (wie nicht zuletzt Grund und Boden) arithmetisch exakt gleich aufgeteilt gewesen. Erträge seien ebenfalls genau zu gleichen Teilen verteilt worden. Niemand konnte sich mehr zu eigen machen als die anderen. Es handelt sich gleichsam um die Tortengleichheit. Die begehrte Torte wird in genau gleiche Teile zerschnitten. Das ist jedoch in zahllosen Fällen schon aus physikalischen Gründen praktisch unmöglich. M. Walzer beschreibt die arithmetische Gleichheit als einfache Gleichheit.⁸ Die *geometrische Gleichheit* ist nicht so einfach. Sie könnte auch als proportionale Gleichheit bezeichnet werden. Gleichbehandelt werden Fälle, welche den gleichen Wert auf einer Skala aufweisen. Irgendeine Zuteilung erfolgt proportional zur Stellung auf einer Messlatte. „Gleicher Lohn für gleiche Leistung“ – so lautet eine Parole, die immer noch nicht uneingeschränkt für Frauen gilt. Die „Auszahlungen“ (was nicht gleich Geld sein muss!), die erhalten werden, sollen beim proportionalen Gleichheitspostulat genau den (gradierbaren) Verdiensten entsprechen, die sich Menschen erworben haben.

8 M. Walzer: Sphären der Gerechtigkeit. Ein Plädoyer für Gerechtigkeit und Gleichheit. Frankfurt/New York 1992, S. 41 ff.

Obwohl in diesem Falle die erworbenen Vergütungen – gemessen an der arithmetischen Gleichheit – verschieden groß sind, gilt eine derartige Verteilung von alters her ebenfalls als gerecht. Insofern „ist das Gerechte (auch – J.R.) das Proportionale.“⁹ Doch die Umsetzung der beiden Gleichheitsnormen wirft eine Reihe praktischer Fragen auf:

So stellt sich z.B. (1) die Frage: Wie wird eigentlich die Gruppe der Begünstigten des proportionalen Gleichheitsgebots bestimmt und mit welcher Berechtigung geschieht diese Bevorzugung? (2) Wie setzt sich diese Gruppe intern zusammen?

Auf beide Fragen hat D. Rae hilfreiche Antworten gegeben.¹⁰ Das Gleichheitsgebot soll normalerweise (a) sämtliche Individuen einer bestimmten Kategorie, in einigen Fällen sogar die gesamte Menschheit umfassen. Die gemeinten Personen (z.B. alle wahlmündigen Staatsbürger) sollen ausnahmslos die gleichen Rechte (Wahlrecht) genießen und die gleichen Pflichten erfüllen. Gleichheit bedeutet in diesem Falle individuenbezogene arithmetische Gleichheit. Es kann sich (b) aber auch um „segmentäre Gleichheit“ handeln: *„Eine segmentäre Subjektstruktur wird durch zwei Wesensmerkmale definiert: (1) Die Subjekte der Gleichheit werden in zwei oder mehr sich wechselseitig ausschließende Teilmengen gegliedert und (2) eine Paar-zu-Paargleichheit (arithmetische Gleichheit – J.R.) wird innerhalb und nicht zwischen den Teilmengen verlangt.“*¹¹ Ein Beispiel liefern direkte und absolute Herrschaftsverhältnisse. Sämtliche Untertanen sind dem Willen der Herrengewalten unterworfen. Als Gruppe der Untertanen sind alle Individuen in dieser Ungleichheitsdimension gleich. Die Gleichheitsgebote können sich aber auch auf Blöcke beziehen. Nicht mehr die einzelnen Menschen bilden dann den Bezugspunkt von Gleichheitsforderungen, sondern bestimmte Teilmengen. Dabei wird Gleichheit nur zwischen den Blöcken verlangt. „Formal, blockbezogene Strukturen werden durch zwei Wesensmerkmale definiert: (1) Die Subjekte der Gleichheitsnorm werden in ein oder zwei Teilmengen eingeteilt; und (2) Gleichheit ist zwischen den Teilmengen (Blöcken) geboten und nicht in ihrem Inneren.“¹² Gleicher Lohn für gleiche Leistung! Das ist die Forderung angesichts der fortbestehenden Ungleichheit des Blocks „Frauen“ im Verhältnis zum Block „Männer“. Aber innerhalb der beiden Teilmengen gelten die Prinzipien geometrischer Gleichheit als gerecht! „Geschlechtsunabhängig“ im Arbeitsleben sollte eigentlich heißen: Höherer Lohn bei der Erfüllung höherer Leistungsanforderungen – völlig unabhängig von Unterschieden im Geschlecht. Das Prinzip nämlich kann z.B. auch für die Herkunft gelten.

Klassen gehören maßlich zu den sozialen Diskrepanzen, also zur Ungleichheitsstruktur einer ganzen Gesellschaft. Sie sind nicht der einzige Ungleichheitstypus auf diesem Niveau der Allgemeinheit. Es gibt vor allem das Patriarchat, das die

9 Aristoteles: Nikomachische Ethik (Ed. Dirlmeier), Frankfurt/M 1957 ff, S. 104.

10 D. Rae: Equalities, Cambridge Mass. und London 1981.

11 A.a.O., S. 29 (Herv. i. Org.).

12 A.a.O., S. 32.

Geschichte der Menschheit durchzieht. Die positive Norm der Gleichheit kann in ihr Gegenteil umschlagen: Einen der fürchterlichsten Versuche, die Gesamtgesellschaft nach den Prinzipien allein der arithmetischen Gleichheit zu organisieren, hat der Massenmörder Pol Pot in Kambodscha unternommen. Maos Kulturrevolution steht dem nur wenig nach. Die Zahl der Opfer ist in beiden Fällen bedrückend.

KAPITEL 2. KLASSEN UND SOZIALE UNGLEICHHEIT.

Classis

Die ganz alten Römer hatten Klasse. Der Klassenbegriff wurde ausdrücklich als mengenlogisches Einteilungsprinzip für die Bevölkerungszusammensetzung gebraucht. Diese Gliederung bezog sich auf Gruppierungen, die in der Wirklichkeit tatsächlich vorzufinden waren. Allerdings hatte der Klassenbegriff seine Ursprünge im römischen Militärwesen. *Classis* bezeichnete zwar vorwiegend die römische Flotte, die *classis romana*, aber schon vor deren Ausbau konnte das das Bürgerheer gemeint sein, das durch das *classicum*, die Kriegstrompete, zu den Waffen gerufen wurde. Spätesten mit der Zenturienreform des sagenumwobenen Monarchen Servius Tullius (vermutlich um 534 v.u.Z. gest.) kam es zur Verschmelzung der militärischen Inhalte des Klassenbegriffs mit administrativen Vorstellungen von den tatsächlichen Lebenslagen und Lebenschancen der römischen Bürger. Es ging primär darum, die Schlagkraft des Heeres sicherzustellen. Zenturien meinten ursprünglich Hundertschaften der Bevölkerung, später dann auch solche der römischen Legionen. Art und Umfang des Waffendienstes soll Servius Tullius aufgrund einer Rangordnung festgelegt haben, die sich unter Bezug auf die Heeresordnung im Achsenkreuz von Reichtum, Macht und Ehre bewegte. Das zentrale Einteilungskriterium bildete der Reichtum, das Vermögen der Bürger. Es ergeben sich also Vermögensklassen. Sie bilden anhand des Maßstabes Geld- bzw. Grundbesitz eine Hierarchie der Klassen. Ganz oben, an der Spitze stehen die *classici*, das sind die von der Abstammung her ganz edlen Edelleute, welche zugleich mindestens über 100 000 Einheiten der damaligen Währung *as* verfügten. Sie waren verpflichtet, für ihre Ausrüstung mit Rüstung, Lanze, Schwert und Pferd zu sorgen. Die weitere Einteilung der Klassen soll in Abstufungen von jeweils minus 25000 *as* erfolgt sein. Es konnten der Abstufung auch Einheiten (*iugera*) des damals maßgebenden Produktionsmittels Grund und Boden zugrunde liegen. Die *classici* nahmen zugleich die höchste Stellung in der Ordnung der Ehre ein und verfügten über die meiste Macht und die meisten Einflusschancen.

Am untersten Ende der Hierarchie, nach Besitz, Grad des Einflusses und des Ansehens eingeordnet, finden sich die *proletarii*. Sie konnten sich allerdings durch Aufruhr und Aufstand innerhalb der Machtordnung nachhaltig und folgenreich bemerkbar machen. „*Proles*“ bedeutete die Nachkommenschaft einer Sippe oder Mannschaften junger Leute. Dieses Wort hat dann diejenige Bedeutung angenommen, welche wir heutzutage mit dem Wort „Proletarier“ unabhängig von seiner Verkopplung mit den Industriearbeitern verbinden. Die unterste Klasse verfügte bei den alten Römern im Grunde über nichts mehr als die Häupter ihrer Nachkommenschaft. Deswegen wurden sie auch *capite censi*, nach Häuptionen Gezählte genannt. Sie waren lange Zeit – bis zur Marianischen Heeresreform – vom

Kriegsdienst befreit. Die lateinische Vokabel *proles* steckt auch in Worten wie *peuple*, *povel*, *bövel*, *poble* oder *Pöbel*.

Einordnungen der Bevölkerung in bestimmte Kategorien sind natürlich in Datensammlungen der statistischen Ämter der Neuzeit eine Selbstverständlichkeit. Ein Beispiel dafür liefert der Datenreport der Bundeszentrale für politische Bildung. Dort liefert z.B. Mareike Bünning ein „übergreifendes Bild“ der „sozialen Lagen“ in der Bundesrepublik (2018).¹³ Ihre Darstellung teilt die Bevölkerung zunächst in drei Gruppen ein: 1. Männer und Frauen, 2. Alter bis 60 und Alter über 60, 3. Wohnsitz in Ost- oder in Westdeutschland. Die Hauptachse setzt sich aus folgenden Kategorien von Berufen zusammen:

- (1) Leitende Angestellte, höhere Beamtschaft.
 - (2) Hoch qualifizierte Angestellte, gehobene Beamtschaft.
 - (3) Qualifizierte Angestellte, mittlere Beamtschaft).
 - (4) Einfache Angestellte, Beamtschaft.
 - (5) Meister/-innen, Vorarbeiter/-innen.
 - (6) Facharbeiter/-innen.
 - (7) Un-, angelernte Arbeiter/-innen.
 - (8) Selbständige, freie Berufe.
 - (9) Arbeitslose.
 - (10) Hausfrauen/ -männer.
 - (11) Studium, Lehre.
 - (12) Vorruhestand.
 - (13) Nicht erwerbstätig.
- Die über 60-Jährigen werden in die Kategorien
- (14) Noch erwerbstätig,
 - (15) noch nie erwerbstätig,
 - (16) Rentner/-innen (ehemalige Arbeiter/-innen,
 - (17) Rentner/-innen (ehemalige Angestellte, Beamte),
 - (18) Rentner/-innen (ehemalige Selbständige) gegliedert.

Die Besetzungszahlen für 2018 werden in % angegeben. So gehören z.B. 2% der Frauen in Westdeutschland zu den Selbständigen bzw. freien Berufen. In Ostdeutschland sind es 6%. Mir geht es hier nicht um die Verteilung der Zahlen und was sie über die Realität „sozialer Lagen“ aussagen. Es handelt sich bei diesen Kategorien gewiss nicht um Implikationen einer Klassentheorie. Ein theoretischer Hintergrund ist bei ihnen ohnehin nur schwer auszumachen. Es könnten eher Traditionen amtlicher Einteilungen primär handlungsleitend gewesen sein, weil sie Vergleiche über Zeiträume hinweg erleichtern? Deutlich genug ist jedoch, dass es sich in erster Linie um aktuelle und ehemalige Berufsrollen bzw. Stellungen im gesellschaftlichen Arbeitsprozess handelt. Diese spielen allerdings auch in Klassentheorien eine wesentliche Rolle. Aspekte des Berufsprestiges kommen ansatzweise in solchen Prädikaten wie „qualifizierte“ wie „ungelernte“ Arbeiter zum

¹³ Bundeszentrale für politische Bildung. Mareike Bünning: Soziale Lagen in Deutschland (2018), 10.2.23 S. 1 ff.

Vorschein. Die Machtdimension ist noch weniger ausgeprägt, mag sich aber in Eigenschaftsworten wie „leitend“ widerspiegeln. Die Unterscheidung nach Geschlecht, Gebiet (Ost-West) und Arbeitsleben versus Ruhestand wirft keine besonderen Probleme auf. Die Erwerbstätigkeit ist gewiss in einigen Fällen nicht allein ausschlaggebend für Armut oder Reichtum – es gibt z.B. „fette“ Erbschaften u.a.m. Aber es gibt viel Armut in der reichen Bundesrepublik, die etwa zur abschätzigen Beurteilung des „Prekariats“ beiträgt. Der Einfluss der Armen als Gruppe ist gering, wenn auch ihre Situation zum Gegenstand politischer Maßnahmen werden kann.

Die „Bundeszentrale für politische Bildung“ berichtet ausführlich über Armut und Reichtum in der BRD sowie über Faktoren, die dieses Verhältnis bestimmen. Es wird z.B. ein Wert „materieller Deprivation“ ermittelt. Als „materiell depraviert“ gelten dabei Personen, die nicht einmal über Güter und Aktivitäten für den elementaren Lebensunterhalt verfügen und z.B. auf Tafeln angewiesen sind. (Berechnungsgrundlagen sind z.B. Zahlungsrückstände, Mietzahlungsprobleme, keine tägliche Mahlzeit, kein Urlaub). 2018 galten 13,6 % der Bevölkerung als „materiell depraviert.“ Der Wert war in den Jahren davor allerdings noch höher. Diesen Menschen reicht es nicht einmal für das einfache Leben. Die am obersten Ende der Einkommensskala Vorfindlichen sind „superreich“ – und das wird neben dem Gini-Index auch mittels der „Palma-Ratio“ gemessen. Dieser Index gibt das Verhältnis des Einkommens der oberen 10% der Bevölkerung (oberstes Dezil) zu den unteren 40% (untere 4 Dezile) an. Liegt dieser Wert bei 1, so heißt dies: Die oberen 10% verfügen über das gleiche Einkommen wie die 4 unteren Dezile (Zehntel) zusammengenommen. Der Wert liegt derzeit für Westdeutschland bei 1,08. (Ostdeutschland 0,92). Die Reichsten verdienen im Moment also das 1,08-Fache der vier unteren Dezile, unter denen es jene Gruppe gibt, bei der es „hinten und vorne nicht reicht.“ Die Ungleichheitsachse Reichtum versus Armut erweist sich in diesem Falle als ein vages Implikat des Schemas zur statistischen Erfassung der „sozialen Lagen“ in der Bundesrepublik. Die Berufsgruppen werden zugleich nach ihrer arbeitsrechtlichen Stellung in die einschlägigen Kategorien Arbeiter, Angestellte und Beamte eingeteilt. Es handelt sich dabei insgesamt um abhängig Arbeitende, um Lohn- oder Gehaltsabhängige. Intern werden diese Personen zugleich nach Grad ihrer beruflichen Qualifikation gegliedert. (In den Besoldungsklassen von Beamten z.B. als höherer oder als mittlerer Dienst). Die Kombination von Einkommenshöhe und Grad ausgewiesener Berufsqualifikation übt gewiss einen nachhaltigen Einfluss auf das Prestige dieser Positionen und ihrer Rollenträger (Berufsprestige) aus.

Ein nach meiner Auffassung weiterhin aktueller Versuch, die Zusammenhänge des Berufs als Quelle privilegierter oder depravierter Lebensbedingungen mit Einfluss und Prestige näher zu qualifizieren, findet sich bei G. Lenski.¹⁴ Dieser gründet seine Überlegungen auf zwei „Verteilungsgesetze.“ Das erste besagt:

15 G. Lenski: Macht und Privileg – Eine Theorie der Stratifikation, Frankfurt/M 1973.

Menschen sind, obwohl sie grundsätzlich von ihrem Eigeninteresse angeleitet werden, insoweit zum Teilen (gleichverteilen?) sowie zur Kooperation bereit, wie dies zur materiellen Reproduktion des Lebens „jener notwendig ist, deren Handlungen für sie selbst nützlich sind.“¹⁵

Durch die auf eigene Vorteile bedachte Bereitschaft zum Teilen und die Rücksicht auf die Lebenschancen „nützlicher“ Gruppierungen kann es zu einer Art gesellschaftlichem „Gleichgewicht“ in den Beziehungen zwischen den Kollektiven kommen – wie phasenweise im Falle des römischen Proletariats, solange ihm kostenloses Getreide gewährt und Spiele zugänglich gemacht wurden. Alle verfolgen „im Gleichgewicht“ zwar ihr materielles Interesse, aber selbst die Herrschenden tragen den Reproduktionsbedingungen der Abhängigen Rechnung.

Nicht nur in der Tradition des Naturrechtsdenkens, auch in der Geschichte der Wirtschaftswissenschaften und der politischen Ökonomie gibt es Ansätze, die von einem fiktiven (idealisierten, kontrafaktisch entworfenen) Startpunkt gesellschaftlicher Entwicklungen ausgehen, worin sich die ökonomischen Beziehungen in einem „Gleichgewicht“ befinden. Für eine Reihe vom neuzeitlichen Ökonomen liegt ein Gleichgewicht vor (oder läge ein Gleichgewicht vor), wenn keines der Wirtschaftssubjekte genötigt ist (wäre), seine Wirtschaftspläne zu ändern. Auch bei Marx gibt es so etwas wie einen Ausgangspunkt gesellschaftlicher Entwicklungen, der sich im Gleichgewicht befindet. In dem berühmten Vorwort zu seiner Schrift >>Zur Kritik der politischen Ökonomie<< heißt es: „In der gesellschaftlichen Produktion ihres Lebens gehen die Menschen bestimmte, notwendige, von ihrem Willen unabhängige Verhältnisse ein, Produktionsverhältnisse, die einer bestimmten Entwicklungsstufe ihrer materiellen Produktionsverhältnisse entsprechen.“¹⁶ „Entsprechen“ bedeutet so viel wie „mehr oder minder reibungslos zusammenpassend“. Aber es sind in diesem Falle keine Wirtschaftspläne, die aufeinander abgestimmt werden, sondern es handelt sich um gesellschaftliche Verhältnisse, worin Produktivkräfte und Produktionsverhältnisse (Klassenverhältnisse) in nur wenig konfliktträchtigen Beziehungen stehen. Diese sind dem Willen der einzelnen Akteure vorgängig und von ihm unabhängig. Anstöße für radikale Veränderungen sind vorerst in keinem einschneidenden Ausmaß zu erkennen. Aber die Produktivkräfte entwickeln sich und damit die Sprengkraft des gleichzeitig wachsenden Missverhältnisses zwischen Produktivkräften und Produktionsverhältnissen. Warum entwickeln sich die Produktivkräfte? G.A. Cohen¹⁷ gibt eine einfache Antwort auf diese Frage: Wenn Menschen eine einschneidende, ihre Lebensumstände verbessernde Entdeckung machen, dann sind sie nur im Extremfall bereit, diese Errungenschaft aufzugeben sowie ihre Bemühungen um

¹⁶ K. Marx: Zur Kritik der politischen Ökonomie (1859), Vorwort, Berlin (Ost). S. 15.

¹⁷ G. A. Cohen: Karl Marx' Theory of History – A Defence, Oxford 1978.

Verbesserungen ganz einzustellen. Technische Erfindungen wie das Rad oder die Dreifelderwirtschaft im Ackerbau waren in der Tat von umwälzender Bedeutung für die Lebenschancen der Individuen und Gruppen. Die Herrengewalten werden durch ihr Interesse am Erhalt des *status quo* jedoch nach und nach zum Hemmnis für Verbesserung und Fortschritt. Die Antagonismen verschärfen sich bis zum Platzen des Kessels. Einen zentralen Effekt übt die Weiterentwicklung der Produktivkräfte im Hinblick auf die Steigerung des gesellschaftlichen Mehrprodukts aus. Auf diesen Tatbestand greift auch Lenski zurück. Entsteht ein Mehrprodukt, dann wird ein erkennbarer höherer Überschuss an Gütern und Diensten hervorgebracht als in einer Wirtschaftsperiode zuvor. Es gibt Wachstum. Lenski betont mit Fug, dass das Prestige, das gesellschaftliche Ansehen zwar in einem beachtlichen Ausmaß vom (materiellen) Privileg beeinflusst wird, aber dass dieser Zusammenhang nicht streng deterministisch ist. Beim „Privileg“ handelt es sich um den höheren Anteil einer Klasse von Menschen am Mehrprodukt, als ihn andere Gruppierungen erhalten: Privilegierten können sich also mehr zu eigen machen (materieller Vorteil). Doch meistens handelt es sich um geschichtliche Produktionsverhältnisse, worin sich die Privilegierten von vornherein schon, etwa durch die Geburt in den Adelsstand aufgrund ihrer sozialen Stellung einen höheren Anteil am gesellschaftlichen Gesamtprodukt zu eigen machen können als viele andere zusammen (s.o.). Hinter diesen Mustern sozialer Ungleichheit steht die Macht. Dem soll der zweite Grundsatz Lenskis Rechnung tragen: Da die Güter und Leistungen, wonach die Menschen streben nach dem Knappheitsaxiom der Nationalökonomie prinzipiell nur begrenzt verfügbar sind, entscheide in erster Linie die Macht über deren Verteilung. (Altruismus gebe es, fiele jedoch nur in einem geringen Ausmaß ins Gewicht). Von daher lautet das zweite „Verteilungsgesetz“ Lenskis letztendlich:

„Ohne hier in eine komplizierte Analyse der Frage einzutreten, können wir bestenfalls sagen, dass sich durch das empirische Material sehr stark die Vermutung aufdrängt, *Prestige sei weitgehend, wenn auch nicht ausschließlich, eine Funktion von Macht und Privileg, zumindest in Gesellschaften, in denen es einen nennenswerten Surplus gibt.*“¹⁸

Unter dem „Surplus“ – darauf wird ausführlicher zurückzukommen sein – kann derjenige Anteil am gesellschaftlichen Gesamt- und/oder Mehrprodukt verstanden werden, welchen eine Klasse von Menschen aufgrund von Macht und der Verfügung über Machtmittel zu appropriieren in der Lage ist. G. Lenski zählt offensichtlich zu denjenigen, welche eine systematische Verbindung der Komponenten des ungleichheitstheoretischen Achsenkreuzes Reichtum, Macht und Ehre herstellen wollen. *Die Macht nimmt in diesem Falle die zentrale Stellung ein.*

18 A.a.O., S. 72 (Herv. i. Org.).

KAPITEL 3. KLASSIFIKATIONEN UND KLASSENSTRUKTUR.

Über die Realität des Begriffs.

Hinter der Klassifikation römischen Bürger durch den sagenhaften Monarchen Servius Tullius steht ein handfestes militärisch-politisches Interesse (Servianische Zenturienreform): Das Bürgerheer und seine Ausrüstung sollten primär entlang der Achse Reichtum (Geld oder Grundbesitz) gegliedert werden. Dadurch ergibt sich zugleich eine Hierarchie, welche die Machtverhältnisse sowie die Stufen der Ehre (mit dem Geburtsadel als *crème de la crème*) widerspiegelt. Ganz unten steht die Plebs. In einem gewissen Grad erfassen diese Einteilungen durchaus die damalige gesellschaftliche Realität. Dass es etwa die Plebejer als breite und wahrnehmbare Masse gab, ließ sich spätestens an den Formen ablesen, worin sie Ansprüche anmeldeten und mitunter auch gegen Oberherren durchzusetzen vermochten. So gesehen ist das servianische Klassifikationsschema in einer selektiven Perspektive durchaus realistisch, d.h. zutreffend realitätsbezogen. Auch die *classis romana* (römische Flotte) gab es ganz bestimmt. Doch auch für diese Ordnung und Einordnung gilt, was für alle empirische Klassifikationen gilt: Dass nämlich die Einteilung immer auch hätte anders ausfallen können. Warum wurde in Vermögenklassen eingeteilt, wobei eine höhere Klasse 25000 as mehr aufweisen musste als die darunter liegende? Warum nicht in Schritten zu jeweils 10000? (Wie ebenfalls vermutet wird). Bei Klassifikationen dieses Typs macht sich also grundsätzlich das Nominalismusproblem bemerkbar. D.h.: Es machen sich die unumgänglichen logischen Ordnungsprinzipien sowie die Konsequenzen sprachlich-begrifflicher Arbeit bemerkbar, ohne die wir nichts zu erfahren vermöchten. Sämtliche Einteilungen empirischer Phänomene setzen zudem die bewusste oder unbewusste Auswahl von bestimmten Merkmalsdimensionen unter Absehung von zahllosen denkbaren anderen voraus. Derartige Abstraktionen werden auf dem Hintergrund von Erkenntnisinteressen vorgenommen, die den Scheinwerfer, die Perspektive ausrichten, worin Sachverhalte sowie bestimmte ihrer Merkmale aufscheinen. Ob jemand das weiß, will oder nicht: Perspektivismus ist unvermeidlich. Aber bedeutet dies, „Klasse“ bedeute nichts weiter als ein Begriff (*nomen*) zur Ordnung chaotischer geschichtlicher Einzelereignisse? Sind Klassen womöglich nur eine Konsequenz menschlicher Sprachspiele bzw. entstammen sie bloß einer kognitiven *definition of the situation*? Die letztere – nicht nur orthodoxe Marxisten verblüffende These – wurde (wird?) tatsächlich vertreten. Sie kommt in der nachfolgenden Aussage mit beispielhafter Klarheit zum Vorschein: „Nun geht meine Behauptung dahin, dass Klassen nur insofern existieren, als sie als existierend gedacht werden, und die Funktion einer derartigen Vorstellung ist es, eine vorgefertigte, leicht akzeptierbare Standardeinstellung beizustellen, um

bestimmte Ereignisse verstehbar zu machen.“¹⁹ Klassen gibt es, weil geglaubt wird, sie seien da. Bei Schelsky gibt es eine ähnliche Behauptung (s.u.)

Eine zeitnähere Auffassung von der Irrealität der Klassen geht davon aus, Klassen habe es – nachdem die Ständeordnung umgewälzt wurde – zwar zu Beginn der Entwicklung der kapitalistischen Industriegesellschaft tatsächlich gegeben, aber mit dem Aufblühen der Wohlstandsgesellschaft seien sie verschwunden. 1996 haben J. Pakulski und M. Waters daher den „Tod der Klassen“ verkündet.²⁰ Andere – wie Th. W. Adorno – sind der Meinung: Totgesagte leben länger! Die Frage nach der Realität von sozialen Klassen wird dadurch zusätzlich erschwert, dass die Antworten sehr stark von der jeweiligen Theorie sozialer Ungleichheit abhängig sind, welche der Klasseneinteilung oder der Verwerfung des Klassenbegriffs zugrunde liegt. Es ist und bleibt ein charakteristischer Streitpunkt, ob die Klassen nun durch die jeweilige Theorie oder ein klassenanalytisches Sprachspiel (etwa in Analogie zu rein theoretischen Begriffen, sog. „Primitives“) gesetzt werden oder existier(t)en sie (und wenn ja, wie?) in der gesellschaftlichen Wirklichkeit? Nach meiner Auffassung werden mit dieser Gegenüberstellung jedoch nur sterile Lagerbildungen verfestigt, die ihre Wurzeln letztendlich in der verbreiteten, aber unfruchtbaren erkenntnistheoretischen Dichotomisierung von (naivem und dogmatischen) *Realismus* und dem (absoluten) *Idealismus* (Sprachspielimperialismus, Konstruktivismus) haben. Wie wenig sinnvoll es ist, die Etiketten „Idealismus“ und „Realismus“ dem dichotomisieren Denken zu überlassen, lässt sich anhand zweier prominenter und zugleich die erkenntnistheoretische Komplexität des Problems illustrierender Beispiele skizzieren:

Immanuel Kant: In den >>Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik, die als Wissenschaft wird auftreten können<< gibt es den von Kant selbst als „befremdlich klingend“ bezeichneten § 36. Er hat seine Position nicht zufällig als „transzendentalen Idealismus“ bezeichnet. Es handelt sich um einen Idealismus, der gleichwohl die Materie als unabhängig „von uns“ berücksichtigt. Es gibt die Welt der Dinge an sich. Gegen diese Ansicht wird eingewandt, er habe das „Ding an sich“ später nur als „Grenzbegriff“ bezeichnet. Doch an vielen Stellen geht es ihm eindeutig um von uns unabhängige Sachverhalte (Materie). D.h.: Wir haben sie nicht durch konstitutives Verstandesdenken, Ideen, Sprechakte, Sprachspiele, Situationsdeutungen etc. hervorgebracht. So etwas bringt ohnehin nur ein göttlicher *intellectus archetypus* fertig. Aber was begreifen wird dann überhaupt? Nicht die Dinge in ihrem Absolutsein, in ihrem Dasein völlig losgelöst (*absolutus*) von unseren Erkenntnismöglichkeiten – wohl aber unter Rückgriff auf unsere sensorischen und gedanklichen Mittel, überhaupt Eindrücke „äußerer Dinge“ gewinnen und gedanklich verarbeiten zu können. Sie erscheinen uns; was nicht gleich dem bloßen Schein ist! Sie erscheinen uns auf der Grundlage unserer Bedingungen der

19 R. Harré: Gesellschaftliche Ikonen und Bilder von der Welt, in: H. Strasser/K. Knorr: Wissenschaftsforschung. Soziale Prozesse der Wissensentwicklung, Frankfurt/M 1976, S. 42 f.

20 J. Pakulski/M. Waters: The Death of Classes, London 1996.

Möglichkeit, überhaupt Erfahrungen machen zu können. Mit dem Schlusssatz des § 36 kann gleichwohl der Eindruck entstehen, Kant habe sich letztlich doch in Richtung auf den absoluten Idealismus bewegt. Denn es heißt an dieser berühmten Stelle ja: „... der Verstand schöpft seine Gesetze (a priori) nicht aus der Natur, sondern schreibt sie dieser vor.“²¹ Der menschliche Verstand schreibt der Natur die Gesetze vor! Soll das wirklich heißen, die Gesetze der Natur werden (allein) durch unsere Verstandsarbeit bzw. Sprachspiele „konstruiert“, konstituiert, in die Welt gesetzt? Im Extremfall: Stellen die schlechten körperlichen Aussichten bei einem Sprung aus dem 10. Stock keinen Effekt des objektiv wirksamen Gravitationsgesetzes, sondern das Resultat einer gedanklichen Fehlkonstruktion oder einer Verhexung der Sprache dar? Kalauer wie dieser scheinen z.B. angesichts des „Sokal Hoax“ gar nicht so völlig fehl am Platz zu sein. Der Physiker A. Sokal hat es geschafft, ein mit naturwissenschaftlichen Fehlern gespickten und im Stil postmoderner Sprachakrobatik geschriebenen Aufsatz über quantenmechanische Vorgänge in der Zeitschrift *Social Text* zu veröffentlichen. Ihm ging es um die Entlarvung des in postmodernen Sprachspielen verbreiteten „eleganten Unsinn.“²² Inzwischen stellt jedoch das Gegenteil, die im Stil des realistischen und absolut selbstgewissen *Dogmatismus* verbreitete *fake news* einen alles andere als randständigen Bestandteil politischer „Diskurse“ oder Onlineschlägereien dar. Der naive *Realismus* im Alltag ist in bestimmten Hinsichten nicht mit dem realistischen Dogmatismus gleichzusetzen und zu verachten! Er enthält zweifellos Bedingungen dafür, mit vielen lebensweltlichen Problemen überhaupt erst zurecht zu kommen, wovon wir Tag für Tag stehen. Was geschähe, wenn morgen alles ganz anders wäre, als wir es bislang als gegeben gewohnt waren? Doch aus der Unabdingbarkeit lebensweltlicher Gewissheiten lässt sich keine Rechtfertigung für irgendeine Variante des „rechthaberischen Realismus“ (Steinert) ableiten, der z.B. nur *eine* Perspektive auf die Welt, nämlich die der jeweils darüber verfügenden „Forschergemeinschaft“, für allein wahrheitsfähig gilt. „Unser gewöhnliches Wissen stellt sich nur den Gegenstand vor, den es weiß, nicht aber zugleich sich, nämlich das Wissen selbst.“²³ Sowohl dieser selbstvergessene Realismus als auch der absolute Idealismus oder radikale Konstruktivismus erwecken den bloßen Anschein, aus dem erkenntnistheoretischen Zirkel der Referenz herausgetreten zu sein. Dieser bildet den Dreh- und Angelpunkt aller Theorien über das Verhältnis von Erkenntnisinstanz und zu erkennendem Sachverhalt. Fichte hat ihn im Anschluss an seine Auseinandersetzung mit Kants Lehre vom „Ding an sich“ so beschrieben: „Dies, dass der endliche Geist notwendig etwas Absolutes (ein Ding an sich) und dennoch von der andern Seite anerkennen muss, dass dasselbe nur für ihn da sei (ein notwendiges Noumenon sei), ist derjenige Zirkel, den er in das Unendliche erweitern, aus welchem er aber nie herausgehen kann. Ein System,

21 I. Kant: Werke Band III (Prolegomena), a.a.O., S. 181.

22 A. Sokal/J. Bricmont: Eleganter Unsinn. Wie die Denker der Postmoderne die Wissenschaften missbrauchen, München 1998.

23 G. W. F. Hegel: Werke in zwanzig Bänden (WW), Band 4, S. 111

das auf diesen Zirkel gar nicht Rücksicht nimmt, ist ein dogmatischer Idealismus; denn es ist eigentlich nur der angezeigte Zirkel, der uns begrenzt und zu endlichen Wesen macht; ein System, das aus demselben herausgegangen zu sein wähnt, ist ein transzendenter realistischer Dogmatismus.“²⁴

Auf diesem Hintergrund betrachtet kann der Schlusssatz des § 36 der >>Prolegomena << nun wahrlich nicht mit Konstruktivismus o.ä. in Verbindung gebracht werden. Das lässt sich am schwierigen Gesetzesbegriff Kants ablesen, der sich gleichwohl ganz klar im Zirkel der Referenz bewegt. Er unterscheidet bei seinen Überlegungen über die Bedingungen der Möglichkeiten der Erkenntnis von Naturphänomenen im Kern *zwei* verschiedene Gesetzesbegriffe: „Wir müssen aber empirische Gesetze der Natur, die jederzeit besondere Wahrnehmungen voraussetzen, von den reinen oder allgemeinen Naturgesetzen, welche, ohne dass besondere Wahrnehmungen zum Grunde liegen, bloß die Bedingungen ihrer notwendigen Vereinigung in einer Erfahrung enthalten, unterscheiden ...“²⁵

(1) Der erste Gesetzesbegriff bezieht sich offensichtlich auf empirische, „reine und allgemeine“ Gesetze der Natur „draußen“, also auf wirkliche sowie mit Regelmäßigkeit (wenn nicht mit strenger Gesetzmäßigkeit) auftretende Ereigniszusammenhänge in der inneren und äußeren Natur! Diese sind wahrlich nicht von uns „gesetzt“ oder „konstruiert“. Dem *direkten* Zugriff (*intentio recta*) sind sie gleichwohl nicht zugänglich. „Erscheinung“ (*phainomenon*) bedeutet bei Kant vielmehr, dass die Einwirkungen der Dinge an sich unabdingbar durch das Nadelöhr unserer operativen Möglichkeiten hindurch müssen, überhaupt Eindrücke zu gewinnen und Erfahrungen machen zu können (*intentio obliqua*). Die Mannigfaltigkeit der Eindrücke wird durch die logischen Ordnungsprinzipien unseres Anschauungsvermögens (d.i. Raum und Zeit), durch Verstandesbegriffe, schließlich durch Ideen als Zielfunktionen von Systematisierungen der Einzelheiten unter immer allgemeineren Prämissen formiert und synthetisiert. Gleichwohl muss es mehr als nur die „chaotische“ Mannigfaltigkeit der primären Eindrücke geben; es existieren für Kant ja empirische Gesetze der Natur „draußen“, also wirkliche Regelmäßigkeiten des Zusammenhangs von Ereignissen in der Welt! Und ohne wirkliche Regelmäßigkeiten lässt sich gar kein „empirisches Gesetz“ feststellen. Wie denn auch?

(2) Der zweite Gesetzesbegriff bestimmt „Naturgesetze“ nun aber tatsächlich im Sinne von Organisationsprinzipien unserer Eindrücke durch logisch apriorische Grundsätze jeder Erkenntnis der Natur mit den Mitteln des Verstandes. Kant bezeichnet diese Grundsätze auch als Regeln a priori, denen keine anderen vorgeordnet sind, woraus sie abgeleitet werden könnten.²⁶ Ein solcher Grundsatz als logische Bedingung der Möglichkeit, überhaupt Erfahrungen über Naturzusammenhänge machen zu können, lautet: „Alle Veränderungen geschehen nach dem

24 J. G. Fichte: Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre (1794), Hamburg 1961, S. 198.

25 I. Kant: Prolegomena, a.a.O., S. 189 (§ 36).

26 I. Kant: Prolegomena, a.a.O., S. 172 (§ 25).

Gesetz der Verknüpfung von Ursache und Wirkung.“²⁷ Es handelt sich mithin um das Kausalprinzip, das wahrlich einer Vielfalt von Erfahrungen und Erklärungen in Alltag und Wissenschaft zugrunde liegt. Erst blitzt`s, dann kracht`s. Zu den notwendigen Randbedingungen dieses nach Gesetzen der Wetterkunde viel präziser darstellbaren und vorhersagbaren Geschehens gehört, dass sämtliche Messungen einen möglichst hohen Grad der Genauigkeit erreichen. (Dass es selbst da noch Differenzen gibt, zeigt sich etwa daran, dass Prognosen verschiedene Wettermodelle zugrunde liegen können, die zu verschiedenen Vorhersagen führen). Konstruktive (konstituierende) Erfahrungsordnung und der nicht-linguistische Charakter bestimmter Sachverhalte (Materie) werden also von Kant zusammen gedacht und alles andere als in der Form des vielgescholtenen Dualismus der Transzendentalphilosophie bzw. in Form einer rigiden Dichotomie auseinandergerissen! Zu beachten ist bei all dem offensichtlich, dass es bei ihm überdies (mindestens) zwei Begriffe von „Materie“ gibt. *Materie1* als Inbegriff der Dinge an sich. *Materie2* als Inhalt (Stoff) unseres Empfindungsvermögens, der durch die logischen Formen apriori synthetisiert wird. Kants „transzendentaler Idealismus“ unterscheidet sich nicht zuletzt dadurch sehr deutlich vom absoluten Idealismus, der sich dem Anschein nach tatsächlich auf den Standpunkt Gottes (*god's point of view*) aufschwingen wollte.

Max Weber: Werden in der Soziologie Aussagen über gesellschaftliche Entwicklungen und Veränderungen gemacht, dann gründen diese zwangsläufig in einem Geschichtsbild oder wenigstens in elementare Prozessvorstellungen. Bewusst oder unbewusst wird auf Prämissen zurückgegriffen, welche sich auf den Zusammenhang gesellschaftlicher Tatsachen und Taten im Verlauf der historischen Zeit beziehen. Weber hat verschiedene Voraussetzungen seines eigenen Geschichtsverständnisses genannt und begründet. Sein Geschichtsbild erscheint dabei auf den ersten Blick als rein nominalistisch, was nach meiner Auffassung in einer gewissen Hinsicht nicht so ganz zutrifft (s.u.). Geschichtsbilder enthalten in den meisten Fällen Metaphern. Weber wählt die Flussmetapher: „Endlos wälzt sich der Strom des unermesslichen Geschehens der Ewigkeit entgegen.“²⁸ Sobald wir darüber nachdenken, wie uns das Leben entgegentritt, dann stoßen wir auf „eine schlechthin unendliche Mannigfaltigkeit von nach- und nebeneinander auftauchenden und vergehenden Vorgängen >>in<< uns und >>außer<< uns.“²⁹ Zugleich ist von der „sinnlosen Unendlichkeit des Weltgeschehens“ die Rede. Dass das Weltgeschehen „sinnlos“ ist, bedeutet: Es weist – im Gegensatz insbesondere zu eschatologischen Vorstellungen – kein heilvolles oder unheilvolles Endziel auf. Es ist „unendlich“, soll heißen: Die Fülle seiner Eigenschaften lässt sich durch keinen menschlichen Gedanken auch nur ansatzweise erfassen. Es gibt für Weber zudem keine Sachverhalte in der Geschichte, die *an sich* wesentlich sind.

27 I. Kant: Kritik der reinen Vernunft, Werke II, a.a.O., S. 226 (2. Analogie; Herv. i. Org.).

28 M. Weber: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre, Tübingen 1922 ff., S. 164.

29 A.a.O., S. 171.

„Wesentlich“ bedeutet vielmehr wesentlich, relevant für uns. Mithin gilt für „den Gegenstand wissenschaftlicher Erfassung ...“, dass nur er >>wesentlich<< im Sinne von >>wissenswert<< sein solle.“³⁰ Diese in der Tat nach strengem Nominalismus klingende Formulierung steht im strikten Gegensatz zu Adornos Sozialrealismus, der davon ausgeht, es gäbe Sachverhalte in der gesellschaftlichen Wirklichkeit, die an sich wesentlich, z.B. konstitutiv für den gesellschaftlichen Bestand und gesellschaftliche Entwicklungen sind. Die Klassen bedeuten für ihn einen wesentlichen Bestandteil des Ungleichheitssystems in der Geschichte menschlicher Zivilisationen überhaupt. Ist aber die „chaotische“ Mannigfaltigkeit der geschichtlichen Geschehnisse tatsächlich mit der völligen Struktur- und Beziehungslosigkeit des realen Weltgeschehens gleichzusetzen? Webers eigenem Sprachgebrauch zufolge nicht! Denn er bezieht sich immer wieder auf faktische (reale) Kausalrelationen zwischen den historischen Einzelheiten und meint damit nicht ausschließlich das Kausalprinzip als logisches Organisationsprinzip der Befunde, sondern genau so wie Kant faktische Regelmäßigkeiten des Zusammenhangs „draußen“! Sie verkörpern einen *tatsächlichen* Wirkungszusammenhang. Das Kausalprinzip als Bedingung der Möglichkeit der systematischen Erfahrung sozialer Tatbestände wird von Weber ebenfalls, nicht zuletzt im Zusammenhang mit der Operation des „Verstehens“ erwähnt. „Die Zahl und Art der Ursachen, die irgend ein individuelles Ereignis bestimmt haben, ist ja stets unendlich, und es gibt keinerlei in den Dingen selbst liegendes Merkmal, einen Teil von ihnen als allein in Betracht kommend auszusondern.“³¹ Dieser Satz beinhaltet zwei Annahmen: Es zum eindeutig von wirklichen Ursachen die Rede, welche wirkliche Ereignisse verknüpfen! Zum anderen gibt es keine „in den Dingen selbst“ liegenden Merkmale, die an sich wesentlich sind. Aber was wäre beispielsweise der *homo sapiens*, wenn er nicht den aufrechten Gang gelernt hätte, sich der Neo-Cortex nicht erweitert hätte, wenn die Gattung nicht gelernt hätte, Werkzeuge zur Herstellung von Werkzeugen zu entwickeln usw.? Geschichte setzt sich zweifellos aus einer Fülle von Taten, Ereignissen und Relationen zusammen, die keine Darstellung auch nur eines kurzen Zeitabschnittes erschöpfend darstellen kann. Aber was bedeutet „chaotische Mannigfaltigkeit“ der Einzelereignisse? Zusammenhangslos, strukturlos sind sie auch bei Weber nicht (s.o.). Jedenfalls heißt „chaotisch“ nicht: „real völlig unstrukturiert“. „Chaotisch“ ist m.E. eher so zu lesen: Es ist prinzipiell unmöglich, eine vollständige Beschreibung auch nur eines einzelnen Sachverhaltes zu liefern und unsere Erkenntnisbemühungen stehen allemal vor einer unüberschaubaren Mannigfaltigkeit der Sachverhalte und ihrer Merkmale. Dem ist unterhalb des „Standpunktes Gottes“ definitiv so. Es bleiben nur tragfähige Perspektiven. Wir kommen nun mal aus dem Zirkel der Referenz nicht heraus. Für die Geschichtswissenschaften heißt dies nicht zuletzt: Es kann keinen idealen Chronisten geben, welcher geschehenes Geschehen in all seinen Merkmalen und Beziehungen in einem noch so kurzen Zeitraum vollständig

30 Ebd.

31 A.a.O., S. 177 (Herv. i. Org.).

wiederzugeben vermöchte. Daher ist die Erkenntnis (nicht nur) in den Kulturwissenschaften „stets eine Erkenntnis unter spezifisch *besonderen Gesichtspunkten*.“³² Nach Webers Lehre wird der Scheinwerfer der Perspektiven von den Wertideen der jeweiligen Kultur, Lebenswelt ausgerichtet. Sie entscheiden als Relevanzkriterien über wesentlich und unwesentlich. Ein Kulturrelativist ist er trotzdem nicht! Denn allein die universelle Bedeutung welche er der Norm der Zweckrationalität ausdrücklich beimisst, spricht dagegen.

Das komplexe Verhältnis von *tatsächlichen* Merkmalen und der *konstruierenden*, wenn nicht *konstituierenden* Prinzipien der Erfahrung und Darstellung von Sachverhalten, spiegelt sich schließlich auch in Webers berühmten Vorschlag zur methodischen Idealtypenbildung in den Kulturwissenschaften wider: Nicht auf allgemeine Begriffe und Gesetzmäßigkeiten zielt seine Soziologie, sondern auf die historische Besonderheit, wenn nicht Einzigartigkeit eines geschichtlichen Phänomens wie etwa die „mittelalterliche Stadtwirtschaft“ in Europa. Diese soll mittels einer idealtypisierenden „Komposition“ erfasst werden. Man bildet „den Begriff >>Stadtwirtschaft<< nicht etwa als einen Durchschnitt der in sämtlichen beobachteten Städten tatsächlich bestehenden Wirtschaftsprinzipien, sondern als einen Idealtypus. Er wird „gewonnen durch einseitige *Steigerung eines* oder einiger Gesichtspunkte und durch Zusammenschluss einer Fülle von diffus und diskret, hier mehr, dort weniger, stellenweise gar nicht, vorhandenen *Einzelerscheinungen*, die sich jenen einseitig hervorgehobenen Gesichtspunkten fügen, zu in sich einheitlichen *Gedankenbilde*.“³³ Diese und vergleichbare Textstellen weisen darauf hin, dass die „Komposition“ – wie Weber sagt – eines Idealtypus von drei methodischen Grundoperationen geprägt wird.

1. *Abstraktion*. Abgesehen von der Tatsache, dass Erkenntnis immer nur in Perspektiven geschehen kann, hinter denen Erkenntnisinteressen stehen, werden in erster Linie diejenigen Merkmale gesellschaftlicher Tatsachen herausgehoben, welche die *historische Einzigartigkeit* des Untersuchungsgegenstandes prägen. Die Gesichtspunkte müssen aber zu den „Bestandteilen des Wirklichen“ passen, sich ihnen „fügen“, ob sie nun diffus und zerstreut vorhanden sind oder nicht. Dabei wird offensichtlich erneut an *reale* soziale Tatsachen sowie an ihre Merkmale und Beziehungen gedacht, zu denen der Gedanke *passen* muss (*adaequatio*). Das „Gedankenbild“ ist kein reines *Gedankenbild* oder Sprachgebilde! Es muss Übereinstimmungen mit dem wirklichen Geschehen geben.

2. *Pointierung*. Um mehr Übersicht und Klarheit zu gewinnen, werden bestimmte Gesichtspunkte „gesteigert“. Ich lese das so: Bestimmte Merkmale werden über die Art und den Grad ihrer *empirisch* erkennbaren Ausprägung hinaus gedanklich zugespitzt. Etwa: Einmal Angenommen, der faktische Austausch G-W-G' funktioniere tatsächlich völlig reibungslos, dann ...

3. *Idealisierung*. Dieses Wort bedeutet gerade *nicht*, dass ein Idealtypus als ein normatives, utopisches Ideal anzusehen ist. Vielmehr werden „gar nicht vorhandene“ Merkmale oder gezielt kontrafaktische Annahmen in die Konstruktion eingebaut. Das geschieht in allen Wissenschaften, auch in der Physik. Eine reibungslos funktionierende

32 A.a.O., S. 181. (Herv. i. Org.). Vgl. auch S. 170.

33 A.a.O., S. 191 (Herv. i. Org.).

Wärmekraftmaschine (*perpetuum mobile*) lässt sich denken, aber nach den Prinzipien der Thermodynamik nicht bauen. Trotzdem kann diese Fiktion hilfreich als „Maßstab“ sein, um reibungsärmere Prozesse in Gang zu setzen.

Empirische, wirkliche Merkmale eines existierenden Phänomens bilden also wesentliche Bestandteile des Idealtypus! Er bezieht sich auf „beobachtete Städte“, stellt also keine bloße Konstruktion wie eine einzelne, *rein* kontrafaktische Annahme wie die Rakete mit Überlichtgeschwindigkeit dar! Mein Vorschlag deckt sich vielleicht nicht mit Webers Intentionen, aber der Begriff „Idealtypus“ setzt die Akzente auf die erwähnten „Kompositionstechniken“, seine Kategorie des „historischen Individuums“ bezieht sich hingegen auf wirkliche, jedoch im Lichte ihrer historischen Einzigartigkeit und Unverwechselbarkeit idealtypisierend betrachteten Gegebenheiten der sozialen Wirklichkeit.

Fazit: Auch ein Idealtypus impliziert – vermittlungslogische – Annahmen über die Rolle des konstruierenden Gedankens zu *wirklichen* Merkmalen realer Sachverhalte. Das erkenntnistheoretische Schlüsselproblem, das Problem der Referenz (des Gegenstandsbezugs) wirkt sich allemal auch in diesem Falle aus. In der Geschichtsphilosophie macht es sich grundsätzlich als Problem der Verhältnisbestimmung zwischen Geschichte (Historie) als geschehenes Geschehen und vollbrachte Taten (*res gestae*) gegenüber der Geschichtsschreibung (Historik als *historia rerum gestarum*) in der Form von Berichten (Narrationen) über geschehenes Geschehen und vollbrachte Taten bemerkbar.

Aber was haben all diese erkenntnistheoretischen Abstraktionen mit Klassen als Erscheinungsform sozialer Diskrepanzen zu tun? Sehr viel! Mit jedem Versuch, eine Klassifikation oder ein „Modell“ in der historischen Realität vorfindlicher sozialer Klassen zu liefern, gerät auch die Klassenanalyse mitten in den Zirkel der Referenz. Dann erwecken Positionen wie die von Rom Harré einerseits (s.o.), der Dogmatismus konsequent ökonomistischer Positionen der Marxinterpretation andererseits den bloßen Anschein, aus dem Zirkel „herausgegangen“ zu sein.

KAPITEL 4. KLASSIFIKATIONEN HISTORISCHER KLASSENFORMATIONEN. ZWEI KLASSISCHE BEISPIELE.

1. Beispiel: Klassen in der kapitalistischen Gesellschaft. (Kreislaufmodelle im Zweiten Band des >>Kapital<<).

Es geht mir in diesem Abschnitt nicht um „die“ Klassentheorie von Marx. Bei diesem Thema verfügt fast eine jede mit Marx sympathisierende Interpretin und jeder gleichermaßen gesonnene Interpret über eine abschließende Deutung, welche die aller anderen Exegeten ausschließt oder – wie in früheren Zeiten heftigster Auseinandersetzungen über das Verhältnis von Marxismus und sozialistischer Politik – mindestens als „revisionistisch“ entlarvt. Ich beschränke mich demgegenüber auf die Möglichkeit, den Kreislauffiguren im Zweiten Band des >>Kapital<< einen Klassenbegriff zu entnehmen, welcher der Vielfalt der Klassen im Kapitalismus und deren innerer Inhomogenität Rechnung trägt. *C'est tout!* Diese Absicht setzt vor allem *eine* Annahme voraus: Trotz der zentralen Rolle, welche das Verhältnis von Lohnarbeit und Kapital in der Kritik der politischen Ökonomie von Marx zweifellos spielt, hat er kein dichotomisches Zweiklassenmodell in die Welt gesetzt. Gewiss weist eine arg strapazierte Passage aus dem >>Kommunistischen Manifest<< genau in diese Richtung. So heißt es, die „Epoche der Bourgeoisie“ zeichne sich dadurch aus, „dass sie die Klassengegensätze vereinfacht“ habe. „Die ganze Gesellschaft spaltet sich mehr und mehr in zwei große feindliche Lager, in zwei große, einander direkt gegenüberstehende Klassen: Bourgeoisie und Proletariat.“³⁴ Die sog. „Mittelklassen“ – Marx sagt „Mittelstände“ – wie etwa die kleinen Kaufleute und Handwerker überlieferter Zeiten werden nach seiner Prognose langfristig zwischen diesen beiden Mühlsteinen zerrieben. An die Stelle dieser alten sind jedoch alsbald neue „Mittelklassen“, etwa die der Angestellten und Dienstleister, getreten. Die Kernstruktur des Kapitalismus als solche blieb jedoch erhalten. Von Lohn oder Gehalt abhängig Arbeitende (Lohnarbeiter) und Kapitalisten sind bestimmt nicht verschwunden. In einem die Verhältnisse auf den Kopf stellenden Jargon heißen sie nur anders: Es gibt arbeitnehmende Arbeitgeber einerseits, arbeitgebende Arbeitnehmer andererseits. Aber wie verhält es sich mit der tatsächlichen Vielfalt der Klassenlagen und Klassen im variantenreichen, wandlungsfähigen sowie in vielen verschiedenen Ländern in je besonderer Ausprägung vorzufindenden Kapitalismus? Im >>Kommunistischen Manifest<< schreibt Marx: „In den früheren Gesellschaften finden wir fast überall eine vollständige Gliederung der Gesellschaft in verschiedene Stände, eine mannigfaltige Abstufung der gesellschaftlichen Stellungen. Im alten Rom haben wir Patrizier,

34 K. Marx: Manifest der kommunistischen Partei. MEW 4, S. 462.

Ritter, Plebejer, Sklaven; im Mittelalter Feudalherren, Vasallen, Zunftbürger, Gesellen, Leibeigene, und dazu noch in fast jeder dieser Klassen wieder besondere Abstufungen.“³⁵ Genau diese Vielfalt ist der Punkt!

Auf die Art und Zahl der Klassen sowie ihre mannigfaltigen „inneren Abstufungen“ zielen die verschiedensten Klassifikationen der Klassenstruktur einer Gesellschaft. Dieses Problem stellt sich verschärft für die heutzutage immer weiter „ausdifferenzierte“ Struktur der kapitalistischen Produktionsweise. Die Mittel für die ersten Schritte einer differenzierten Darstellung hat Marx selbst an die Hand gegeben: Im zweiten Band schreibt er die Formel für den Gesamtkreislauf, welcher das Kapital als Prozess charakterisiert, mit folgenden Symbolen an:³⁶

$$G - W < \dots P < \frac{A}{Pm} \dots (W + w) - G' (G + g)$$

Legende:

G = Geld.

g = mehr Geld.

A = Arbeitskräfte.

Pm = Produktionsmittel (Maschinen, Geräte, Werkzeuge, Gebäude, Grundstücke etc.).

... = Transport.

P = Produktion (Summe der Betriebe).

w = Mehrwert.

Den Ausgangspunkt des Gesamtkreislaufes bildet die Produktionssphäre P. Dort werden Waren unter Einsatz von Arbeitskraft (Ak) und Produktionsmitteln (Pm) hervorgebracht. Insoweit die Arbeitskräfte über den Punkt hinaus eingesetzt werden, an dem die Reproduktionskosten für den „Arbeitnehmerhaushalt“ abgegolten sind, entsteht ein Mehrwert (kapitalistischer Gewinn). Diesen behalten die Kapitalbesitzer, Aktionäre und ihre Manager aufgrund ihrer letztlichen Verfügungsgewalt über die Betriebsabläufe so weit wie es gegen organisierten oder unorganisierten Widerstand möglich ist ein. (Von der Notwendigkeit von Reinvestitionen und den Kosten für den Unterhalt z.B. der Infrastruktur abgesehen!). Natürlich unterliegt das Betriebsergebnis auch den Einflüssen von Angebot und Nachfrage. Das Verhältnis von Mehrwertbildung durch Verausgabung der Arbeitskraft in der Zeit (über den Gegenwert ihrer Reproduktionskosten hinaus) zu den Mechanismen von Angebot und Nachfrage, die er durchaus berücksichtigt hat, stellt ein anderes schwieriges und höchst umstrittenes Thema der Marxschen Theorie dar. Ich muss es hier mehr oder minder elegant umgehen. Jedenfalls müssen die Waren, da sie das nicht von sich aus tun, an die Orte ihres möglichen Verkaufs, auf „die Märkte“, mit den verschiedensten Medien transportiert und von den Kunden (unter dem Einschluss des Mehrwertanteils) bezahlt werden. Es gilt, den

³⁵ Ebd.

³⁶ Das Kapital, Band 2, MEW 24, S. 56.

Mehrwert „auf dem Markt“ zu „realisieren“, was allerdings nicht mit aller Selbstverständlichkeit garantiert ist. Denn die Übergänge zwischen den einzelnen Phasen des Kreislaufes verlaufen alles andere als reibungslos. Es gibt z.B. schwere Absatzkrisen oder Refinanzierungsprobleme. Vom Konsum durch die privaten und Unternehmer-Haushalte abgesehen, steht das (möglichst vermehrte) Geld (der Profit) für Reinvestitionen und Erweiterungsinvestitionen zur Verfügung. Akkumulierte und reinvestiertes (Geld-)Kapital führt zur „erweiterten Reproduktion des Kapitals“, die heutzutage unter der Überschrift „Wachstum“ angestrebt wird. Der Gesamtkreislauf des Kapitals bedeutet zugleich die materielle Basis der Gesellschaft und stellt insofern insgesamt eine Grundbestimmung menschlicher Existenz in dieser spezifischen Produktionsweise dar. „Daß jede Nation verrecken würde, die, ich will nicht sagen für ein Jahr, sondern für ein paar Wochen die Arbeit einstellte, weiß jedes Kind. Ebenso weiß es, daß die den verschiedenen Bedürfnis-massen entsprechenden Massen v. Producten verschiedne u. quantitativ bestimmte Massen der gesellschaftlichen Gesamtarbeit erheischen.“³⁷ Das gilt universell. Die innere Krisenträchtigkeit des *Gesamtkreislaufes* kann zur Stagnation oder zur Schrumpfung der Produktion mit allen sozialen Konsequenzen führen.

Der Gesamtkreislauf des Kapitals setzt sich aus drei Teilprozessen zusammen: aus (a) der Produktion, (b) der Zirkulation I (wie es in den >>Grundrissen<< heißt). Sie umgreift die Prozesse der Vermarktung. (c) Hinzu kommt die Zirkulationssphäre II. Diese besteht aus sämtlichen Abläufen und Aktionen, welche die Reinvestitionen sichern sollen: Banken, Versicherungen, Anwälte, Marketingexperten etc. haben hier ihren systemischen Ort. Im zweiten Band (MEW 24) wählt Marx eine etwas andere Gliederung: Je nachdem, an welcher Stelle der Gesamtkreislauffigur die Darstellung begonnen wird, lassen sich drei implizite Kreislauffiguren ausmachen. In vereinfachter Form können sie so wiedergegeben werden:

1. Der Kreislauf des Geldkapitals als Elementarfigur des Finanzkapitalismus:

$$G - W < \dots P < \overset{A}{\underset{P_m}{\dots}} (W + w) - G' (G + g)$$

Die Bewegung geht vom Investitionskapital aus und führt (möglichst) mit einem Profit zu diesem Ausgangspunkt zurück.

37 K. Marx: Brief an Kugelmann vom 11.7.1868 (MEW 32).

2. Der Kreislauf des produktiven Kapitals.

$$P < \dots (W + w) - G' (G + g) - P < \begin{matrix} A \\ P_m \end{matrix}$$

Dieser Teilkreislauf geht von der Produktion aus und geht in diese als ihren Grund (Ausgangs- und Rückkehrpunkt) zurück.

3. Der Kreislauf des Warenkapitals.

„Die allgemeine Formel des Warenkapitals ist:

$$W' - G' - W \dots P \dots W'.$$
³⁸

W' bedeutet ein Mehrprodukt, G' hingegen ein Surplusprodukt in der Form des kapitalistischen Profits. D.h.: Der Profit stellt die historische Erscheinungsform eines Surplusproduktes bzw. Surpluswertes dar und versteht sich als derjenige Anteil am Mehrprodukt (Nettoertrag), den sich Herrengewalten aufgrund ihrer hohen Positionen im Achsenkreuz von Reichtum, Macht und Ehre – wie weiland die Patrizier in Rom – zu eigen machen können. Natürlich gibt es in der Geschichte genügend Beispiele dafür, dass herrschende Klassen nicht nur das gesamte Mehrprodukt einstreichen, sondern die Massen unter das Existenzminimum drücken. Auch in der Gegenwart schaffen es verschiedene Autokraten und ihre Cliques, den Staat bei gleichzeitiger Verarmung der breiten Bevölkerung auszuplündern. Die Kämpfe um das Surplusprodukt bilden den Grundmechanismus der Klassenformierung.

Insbesondere in den >>Grundrissen<< bedient sich Marx des von Hegel gern gebrauchten Verbums „übergreifen“. „Das Wichtige ist hier nur, hervorzuheben, dass, betrachte man Produktion und Konsumtion als Tätigkeiten eines Subjekts oder vieler Individuen, sie jedenfalls als Momente eines Prozesses erscheinen, worin die Produktion der wirkliche Ausgangspunkt und darum auch das übergreifende Moment ist.“³⁹ Dieses „Übergreifen“ lässt sich vielleicht anhand des Sachverhaltes verdeutlichen, dass in den allermeisten Betrieben des Kapitalismus das Grundverhältnis von Betriebsherren und abhängig Arbeitenden, damit die Kernstruktur des Kapitalismus in ganz verschiedenen Ausprägungen vorfindlich ist. Das gilt genau so für Transportunternehmen, wie für die Betriebe in den Zirkulationssphären I und II. Nach Marx Lehre wird den Produkten der Mehrwert zwar nur in der Sphäre der Produktion hinzugefügt („produktive Arbeit“). Aber das heißt auf keinen Fall, in den anderen Betrieben werde „unproduktive“, also keine für den Mehrwert relevante Arbeit geleistet! Im Gegenteil: Erhöhte Umschlagszeiten des Kapitals, Beschleunigungen der Zirkulation, steigern die

³⁸ MEW 24, S. 91.

³⁹ K. Marx: Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie (Rohentwurf), Frankfurt/M o.J., S. 15.

Mehrwertmasse. Lieferung just in time, Maßnahmen zur reibungslosen Durchführung der Reinvestitionen etc. spielen dabei eine entscheidende Rolle.

Die einzelnen Produkte oder Dienstleistungen erheischen „quantitativ bestimmte Massen der gesellschaftlichen Gesamtarbeit.“ Also entsteht ein Allokationsproblem. D.h.: Die in der Gesamtheit der abhängig oder unabhängig arbeitenden Personen verkörperte gesellschaftliche Gesamtarbeitszeit muss mit Hilfe irgendwelcher Verfahren und Mechanismen den einzelnen Funktionsstellen im Wirtschaftskreislauf zugewiesen werden. Das führt zu einem System mit ganz verschiedenen Berufsrollen. Diese Rollen sind nach Kriterien von Reichtum, Macht und Ehre hierarchisiert (vgl. die Berufsprestigeskalen und das Armuts-Reichtumsgefälle). Es handelt sich mithin um zusammenhängende Wirtschaftsaktionen und Abläufe, wofür die Appropriation von Anteilen am Gesamtprodukt, insbesondere des Surplus durch die herrschenden Gruppierungen charakteristisch ist. *Klassenlagen* entsprechen der tatsächlichen Stellungen von Gruppen in arbeitsteiligen *Reproduktionsprozessen mit einem Surplusprodukt*. Es sind Positionen, in denen von den Arbeitenden im Rahmen einer Herrschafts- und Wirtschaftsordnung (Produktionsverhältnissen) zugleich bestimmte Einstellungen und Handlungen erwartet werden, welche die Berufsrollen verlangen. Von daher verkörpern *Klassen* einen Zusammenhang von Klassenlage und Bewusstseinsinhalten, die vergleichbar sowie unter den Bedingungen ihrer jeweiligen Lage „sinnadäquat“ sind (dazu unterstützend passen) – etwa so wie den Proletariern des frühen englischen Fabrikwesens die Normen der Pünktlichkeit und des kontinuierlichen Arbeitseifers aufgeherrschet wurden. Ihre Zeiteinteilung hatte zuvor ja eher den Zyklen der Jahreszeiten entsprochen. Jedoch völlig homogen und widerspruchsfrei sind diese Bewusstseinsinhalte natürlich nicht!

Je nach dem Grad in dem die Kreislaufiguren empirisch ausdifferenziert werden, gibt es eine Vielzahl von Klassen in den jeweiligen Klassifikationssystemen. *Klassenbewusstsein* läge vor, wenn zahlreiche Individuen ihrer tatsächlichen Lage im Reproduktionsprozess bewusst wären und ihre Interessen dementsprechend organisierten und durchzusetzen versuchten. Aber Handeln, Bewusstsein und tatsächliche Lage können auseinanderfallen. Deswegen sagt Adorno: „Brächte auch etwa eine Befragung die statistisch überwältigende Evidenz dafür bei, dass die Arbeiter sich selbst nicht mehr für Arbeiter halten und leugnen, dass es so etwas wie ein Proletariat überhaupt noch gibt (heute wird es etwa als „obere und untere Unterschicht“ kodifiziert – J.R.), so wäre der Beweis für die Nichtexistenz des Proletariats nicht geführt. Es müssten vielmehr solche subjektiven Befunde mit objektiven, wie der Stellung der Befragten im Produktionsprozess, ihrer Verfügung oder Nichtverfügung, ihrer gesellschaftlichen Macht und Ohnmacht verglichen werden.“⁴⁰ Die Figuren des Kapitalkreislaufes bieten also nach meiner Auffassung im Rahmen der Kritik der politischen Ökonomie selbst die

40 Th. W. Adorno: Soziologische Schriften I, a.a.O., S. 213.

Möglichkeit, weit über das dichotomische Klassenschema, das allerdings die Kernstruktur einer Gesellschaftsformation erfasst, hinauszukommen.

2. Beispiel: Klassen, Stände und Parteien (Max Weber).

Den Kern des Klassenbegriffs von Max Weber bilden nicht anders als bei Marx die Chancen der Individuen in einer Gesellschaft, das sich für das Leben Notwendige zu eigen machen, also erwerben und besitzen zu können. Den Begriff der „Chance“ – etwa im Sinne von „Lebenschance“ – verwendet Weber des Öfteren. „Chance“ weist mindestens dreierlei Bedeutungen auf:

- (a) Chancen als tatsächlich gegebene Gelegenheiten, Möglichkeiten, die Versorgung mit Gütern für den Lebensunterhalt sicherzustellen.
- (b) Chancen der „äußeren Lebensgestaltung“ – vielleicht als allgemeine Aussichten, sich im Leben den eigenen Wünschen entsprechend im System von Reichtum, Macht und Ehre einrichten und Ziele erreichen zu können etc.?
- (c) Chancen des „inneren Lebensschicksals.“ Welche Aussichten hat ein Subjekt in einer Gesellschaft, dass sich bei ihm – positive oder negative – Charakterzüge, Charaktermasken und/oder demgegenüber moralische Haltungen anerkennender und anerkannter Selbständigkeit ausbilden?

An all diesen Chancen hängt für Weber die *Klassenlage* einer Person. Insgesamt sieht also die Klassenfrage eingangs in >>Wirtschaft und Gesellschaft<< so aus: Welche Chancen – im Hinblick auf die Güterversorgung, auf die äußere Lebensstellung sowie das „innere Lebensschicksal“ – ergeben sich aufgrund der Art und des Grades der Verfügungsgewalt der Personen über „Güter- oder Leistungsqualifikationen“ und deren Verwertbarkeit in einer „Wirtschaftsordnung“?⁴¹ „Verwertbarkeit“ muss nicht zwangsläufig mit „auf kapitalistischen Märkten zu Geld machbar“ gleichbedeutend gelesen werden. Es könnte auch ganz allgemein heißen: „Etwas aufgrund einer erbrachten Leistung in welcher Form und in welchem Ausmaß auch immer zurückerhalten.“ Daran wird der allgemeine Begriff der Klasse angeschlossen: „>>Klasse<< soll jede in einer gleichen Klassenlage befindliche Gruppe von Menschen heißen.“⁴² Zu diesem Klassenbegriff gehört also, ähnlich wie bei Marx, die Rücksicht auf die tatsächliche, objektive Stellung der Personen im gesellschaftlichen Prozess der Reproduktion des individuellen und kollektiven Lebens. Art und Grad der Verfügungsgewalt über materielle Besitztümer einerseits, Qualifikationen andererseits zusammen mit den bestehenden Aussichten, diese mit der Chance auf „Einkommen und Einkünften“ verwerten zu können, bilden bei Weber zunächst den Schlüsselprozess jeder faktischen Klassenformierung.

Weber unterscheidet im 4. Kapitel von >>Wirtschaft und Gesellschaft<< drei Arten von Klassen:

41 Alle Zitate aus Max Weber: *Wirtschaft und Gesellschaft*. Grundriss der verstehenden Soziologie (Hrsg. v. J. Winckelmann), 1. Halbband. Köln/Berlin 1964, 4. Kapitel, S. 123.

42 Ebd.

1. *Besitzklassen*: Gemeint sind Gruppierungen, deren Klassenlage in erster Linie durch Besitzunterschiede gekennzeichnet ist. Es gibt Unterschiede im Besitz von Gütern. Als Beispiel führt er Gruppen an, die hohe „Renten“ zu beziehen und die dadurch entstehenden Privilegien zu genießen vermögen. „Rente“ könnte durchaus den appropriierten Surplus in seinen historisch verschiedenartigen Erscheinungsformen bedeuten. Einige der von Weber angeführten Exempel deuten darauf hin. Denn erwähnt werden: „Menschenrentner“ wie die Sklavenhalter, Bodenrentner, Bergwerksrentner, Anlagenrentner, Schiffsrentner, Gläubiger, Effektenrentner (Couponschneider). Den Gegenpol bilden „negativ privilegierte Besitzklassen“ wie Unfreie (Hörige), Proletarier, Verschuldete und „Arme“.⁴³ Mit diesen detaillierteren Kategorien erreicht Weber auf eine seiner Zeit gerechte Weise die Ebene konkreter historisch vorfindlicher Phänomene.

2. *Erwerbsklassen*. In diesem Falle bedeuten die „Chancen“ Verwertungschancen. Gemeint sind Gruppen, deren Klassenlage in erster Linie durch die „Chancen der Marktverwertung von Gütern und Leistungen“ bestimmt wird. Jetzt wird der *Markt* zur Schlüsselinstitution der Klassenformierung erhoben! Daraus ließe sich schließen: Alle Marktgesellschaften in der Geschichte stellen Klassengesellschaften dar. Das erscheint mir nur plausibel, wenn unter „Markt“ festere Institutionen verstanden werden, in deren Rahmen *regelmäßig* ein Austausch von Waren und Dienstleistungen stattfindet. Das gibt es schon früh in der Geschichte, aber in langen Zeiten davor nicht. Für den Kapitalismus trifft diese Annahme natürlich einschränkungslos zu. „Vermarktet“, also ein- und verkauft, werden Besitztümer und/oder Leistungsqualifikationen (im Kapitalismus nicht zuletzt auf den Arbeitsvertrag angewiesene Arbeitskräfte). Als konkrete Exempel werden von Weber (a) durch Monopolbildung (oder Oligopolbildung) „positiv privilegierte Erwerbsklassen“ angeführt. Dazu gehören für ihn Händler, Reeder, gewerbliche Unternehmer, landwirtschaftliche Unternehmer, Bankiers und Finanzierungsunternehmer, Arbeiter mit monopolistischen Qualitäten (Hochspezialisierte? Facharbeiter?). Zu den „negativ privilegierten Erwerbsklassen“ rechnet er gelernte, angelernte und ungelernte Arbeiter. Er erwähnt zudem „Mittelklassen“, zu denen Beamte sowie die selbständigen Bauern und Handwerker gerechnet werden. Damit ergibt sich erneut ein konkreteres Bild der Klassenstruktur, wie es in manchen Teilen auch für die heutigen Sozialstatistiken kennzeichnend ist.

3. *Soziale Klassen*. Die beiden ersten Typen von Klassen wurden und werden zum Thema der verschiedensten Darstellungen von Klassen. Mit dem Punkt 3 muss jedoch etwas Spezifischeres als „Klasse“ im Allgemeinen gemeint sein. Es handelt sich für Weber vielmehr um „die Gesamtheit derjenigen Klassenlagen ..., zwischen denen ein Wechsel (α) persönlich, (β) in der Generationenfolge leicht möglich ist und typisch stattzufinden pflegt.“⁴⁴ Damit, so sieht es aus, werden nicht konkrete Klassen angesprochen, sondern das Phänomen der möglichen,

43 A.a.O., S. 224.

44 A.a.O., S. 223.

schwierigen oder verstellten sozialen Mobilität. Die Auf- und Abstiegschancen in der Klassenhierarchie sind wohl gemeint.

Zum Verhältnis von Klassen, Ständen und Parteien.

Im 8. Kapitel von >>Wirtschaft und Gesellschaft<< wählt Weber eine etwas andere Ordnung der Kategorien zur Erfassung der Ungleichheitsstruktur (er sagt: „Machtstruktur“) von Gesellschaften. *Klassen, Stände und Parteien* bilden nun den Rahmen, worin er die „Machtverteilung innerhalb der Gemeinschaft“ bestimmen möchte.⁴⁵ Aber damit ist nach meiner Deutungshypothese mehr als allein die Verteilung der Macht – so wie Weber sie versteht – gemeint. Die Einteilung zielt vielmehr auf die Ungleichheitsstruktur im Allgemeinen.⁴⁶ Ich gehe davon aus, dass seine drei Grundbegriffe je verschiedene Akzente setzen, ansonsten aber einen begrifflichen Rahmen für die Analyse sozialer Ungleichheit überhaupt abstecken sollen. Es dürfte schon auf den ersten Blick deutlich hervortreten, dass die Dreiteilung der Grundbegriffe weitgehend der Kantischen Trias von Reichtum, Ehre und Macht entspricht.

(A): Bei *Klassen* wird der Akzent auf *Reichtum* und damit auf die Möglichkeiten (Chancen) von Personen gesetzt, die Mittel für die Reproduktion des individuellen und kollektiven Lebensunterhalts hauptsächlich durch Zwecktätigkeiten (Arbeit) zu erwerben: „Klassen gliedern sich nach den Beziehungen zur Produktion und zum Erwerb von Gütern ...“⁴⁷ Das hört sich wiederum nicht viel anders als bei Marx an. Von daher betont Weber auch: „Besitz- und Besitzlosigkeit sind ... die Grundkategorien aller Klassenlagen, einerlei ob diese im Preiskampf oder im Konkurrenzkampf wirksam werden.“⁴⁸ Dabei gibt es einige maßgebende Prozesse der Formierung von Klassen im Allgemeinen sowie unter bestimmten historischen Bedingungen im Besonderen:

1. Es liegen bestimmte Faktoren vor, welche die Lebenschancen einer spezifischen Gruppe von Menschen beeinflussen. Lebenschancen lassen sich auch als eine Frage der Erreichung des persönlichen „Glücks“ oder der „Glückseligkeit“ begreifen. „Glück“ habe ich im Anschluss an Kant als Inbegriff der erfüllten Neigungen einer Person bestimmt. Natürlich gibt es ganz verschiedene Arten und Grade des Glücks oder Unglücks. Außerhalb des Schlaraffenlandes und abgesehen von ganz feinen Kreisen, ist das angestrebte Glück nur durch den maßgebenden Faktor, durch Arbeitsaufwand zu erreichen. Selbst die Muße der Superreichen ist arbeitsaufwändig.

2. Bei Klassen werden nach Weber die jeweiligen „Güter- und Besitzinteressen“ unter den Rahmenbedingungen „des (Güter- und Arbeits-)Markts“ wirksam.“⁴⁹ Die Qualifikationen der Arbeitskräfte, die für die Reproduktion ihrer Existenz maßgebend sind, müssen im Kapitalismus als die Ware „Arbeitskraft“ auf „Arbeitsmärkten“ verkauft und eingekauft werden.

45 A.a.O., S. 678 ff.

46 Gewiss nimmt Weber ein besonderes Interesse an den Zusammenhängen zwischen Rechtsordnung und Machtverteilung. Vgl. a.a.O., S. 678.

47 A.a.O., S. 688.

48 A.a.O., S. 679.

49 Ebd.

3. Wie weit reicht in diesem Falle der historische Einzugsbereich des Klassenbegriffs, wenn „der Markt“ als Zentralreferenz der Klassentheorie ausgezeichnet wird? „Märkte“, also Austauschprozesse W-G-W gibt es in ganz verschiedenen Ausprägungen in Perioden schon lange in der Geschichte. Die Strecken, welche der Fernhandel allein schon in der Bronzezeit zurücklegte, sind frappierend! Überdies gab es Sklavenmärkte und entlohnte Auftragsarbeit (Landarbeiter etwa). Aber es finden sich lange Perioden in der Menschheitsgeschichte vor, in denen es keine institutionalisierten Märkte, wenn auch u.U. einzelne Tauschhandlungen an der Peripherie gab.

4. Arbeitsmärkte im Zusammenhang mit besitzlosen Menschenmassen, welche ihre Arbeitskraft auf Märkten gegen *Lohn* (oder Gehalt) verkaufen müssen, stellt selbstverständlich ein umfassendes Merkmal der *kapitalistischen Moderne* dar – Lohnarbeit und Kapital prägen die Epoche. Die Arbeitskraft ist zur Ware geworden.

(B): Bei *Ständen* setzt Weber einen anderen, aber einschlägigen Akzent auf die Lage einer Person oder Gruppe im Ungleichheitssystem der Gesellschaft. Eine ständische Lage umfasst bei ihm all jene Einflüsse auf das Lebensschicksal von Menschen, welche durch „eine spezifische, positive oder negative, Einschätzung der >>Ehre<< bedingt ist, die sich an irgendeine bestimmte Eigenschaft vieler knüpft.“⁵⁰ Diese Aussage impliziert jene grundsätzliche Frage, welche sich sämtlichen Ungleichheitstheorien stellt: Wie ist es zur Transformation von menschlichen Unterschieden in soziale Ungleichheiten gekommen und wieso machen sich an bestimmten Merkmalen der Individuen Mechanismen der Vorurteilsbildung und der Diskriminierung fest? Die Klassenlage einer Menge von ihrer Hände Arbeit lebender Menschen wurde ja schon früh zum Aufhänger von Abwertung, wenn nicht Verachtung gemacht – wie allein schon das Beispiel von Servius Tullius zeigt. Aristoteles hat Grundsteine zur abschätzigen Beurteilung von handwerklichen Kunstfertigkeiten und zur entschiedenen Höherschätzung der Kopfarbeit gelegt: „Die Erfahrenen (durch empirische Übungen und Problembearbeitung Kunstfertigen – J.R.) wissen zwar das >>Dass<<, doch das >>Weshalb<< wissen sie nicht; jene (die Gelehrten und Philosophen – J.R.) kennen >>Weshalb<< und die Ursache.“⁵¹ Deswegen werden im Mittelalter die *artes mechanicae*, die handwerklichen Kunstfertigkeiten, geringer bewertet als die *artes liberales*, die Kopfarbeiten. Zwischen Klassenlage und ständischer Lage gibt es keinen streng gesetzmäßigen Zusammenhang, sagt Weber. Die ständische Ehre muss nicht „notwendig an die „>>Klassenlage<< anknüpfen, sie steht vielmehr mit den Prätensionen des nackten Besitzes als solchen in schroffem Widerspruch.“⁵² Zu denken wäre etwa an die Abwertung der „Krämerseele“ durch die edlen Herren in den Zeiten der Feudalgesellschaft. Doch dieser Fall entwertet keineswegs die Einsicht in maßgebende Zusammenhänge zwischen Reichtum und Ehre: „Diese Ehre kann sich an eine Klassenlage knüpfen: die Unterschiede der Klassen gehen die mannigfaltigsten Verbindungen mit ständischen Unterschieden ein, und der Besitz als solcher gelangt ... nicht immer, aber doch außerordentlich regelmäßig auf die

50 A.a.O., S. 683. (2. Halbband/Herv. i. Org.).

51 Aristoteles: Metaphysik. Schriften zur Ersten Philosophie, Stuttgart 1970, S. 18.

52 M. Weber: Wirtschaft und Gesellschaft, a.a.O., S. 683.

Dauer auch zur ständischen Geltung.“⁵³ Es gibt also zwar keine gesetzmäßigen, wohl aber signifikante Zusammenhänge zwischen Prestige und Klassenzugehörigkeit! Ein Gefälle im gesellschaftlichen Ansehen kann es durchaus auch bei Personen in gleicher Klassenlage geben. Facharbeiter etwa schauen auf das „Lumpenproletariat“ (Marx) herunter. Kulturelle Normen der Ehrerbietung können zu einem Hindernis ökonomischer Entwicklungen werden, so wie es bei Marx mit den Produktionsverhältnissen (Herrschaftsverhältnissen; Eigentumsverhältnissen) in der adelsständischen Machtordnung geschieht, welche der Entwicklung der Produktivkräfte nicht länger „entsprechen“, also zu deren Fessel werden. D.h.: Die klassische Adelsehre steht mit der modernen Marktwirtschaft in keinem Einklang, in keinem Verhältnis der „Sinnadäquanz“ (Weber). Ständische Lage und Klassenlage sind mithin alles andere als unabhängig voneinander. Bei all dem behält der ökonomische Reproduktionsprozess sein besonderes Gewicht als Basis des Überbaus. Die „Möglichkeit >>ständischer<< Lebensführung pflegt naturgemäß ökonomisch mitbedingt zu sein.“ Praktisch betrachtet, „geht die ständische Gliederung überall mit einer Monopolisierung ideeller und materieller Güter oder Chancen in der uns schon als typisch bekannten Art zusammen.“⁵⁴ Es macht also wenig Sinn, „Stand“ als einen strikten Gegenbegriff zu „Klasse“ zu betrachten und die Prozesse der Klassenformierung auf den Frühkapitalismus einzuschränken.

(C): Die dritte Hauptkomponente der Untersuchungen Webers über die Ungleichheitsordnung einer Gesellschaft bezeichnet er als *Parteien*. Dies entspricht terminologisch zunächst nicht dem Machtbegriff. Doch bei näherem Hinsehen erweisen sich die Parteien als ein Teilphänomen der Macht im Allgemeinen! Parteien, so wie Weber sie versteht, gibt es in den kleinsten und feinsten Kreisen der Gesellschaft ebenso wie auf der Ebene von Massenphänomenen. Denn Parteien, so heißt es, kommen überall da zum Vorschein, wo irgendeine Gruppierung den Versuch unternimmt, „Einfluss auf ein Gemeinschaftshandeln gleichviel welchen Inhalts“ auszuüben. So gesehen kann es in der Tat Parteien ebenso gut „in einem geselligen >>Klub<< ... geben wie in einem >>Staat<<.“⁵⁵ Die stärkste Form des Einflusses bildet die Macht im engeren Sinn – so wie sie Weber definiert hat. Das Spezifikum von Parteien scheint zu sein, dass sie nach Weber planvoll, in diesem Sinne zweckrational nach der Verwirklichung ihrer Ziele streben. Parteien verfolgen überdies „sachliche“ Ziele. Sie bemühen sich dabei um die Durchsetzung „eines Programms ... ideeller oder materieller Zwecke“. Gewiss gibt es auch zahlreiche Fälle, in denen Parteien „persönliche“ Zwecke in der Gestalt von Pfründen oder Prestige anstreben.⁵⁶ Eine Partei stellt letztendlich ein „um Herrschaft kämpfendes Gebilde“ dar, das „daher selbst, oft sehr straff, >>herrschaftlich<< organisiert zu sein pflegt ...“⁵⁷ Parteien können in verschiedenen Fällen durch

53 Ebd.

54 A.a.O., S. 686.

55 A.a.O., S. 689.

56 Ebd.

57 Ebd.

Klassenlagen oder ständische Lagen bedingte Interessen vertreten und ihre Anhänger aus diesen Bereichen rekrutieren. Nach Weber müssen sie jedoch keine reinen Klassen oder Standesparteien sein.

3. Beispiel: Eine revidierte Klassenanalysen der BRD?

Es gab zu damaligen Zeit – natürlich außer bei Adorno und einer Reihe anderer Variationen direkt an Marx anschließender Klassentheorien – eine Reihe von Autorinnen und Autoren, welche die Nachricht vom Ableben der Klassen samt der Klassentheorie für außerordentlich verfrüht hielten. So zum Beispiel R. Dahrendorf (1929-2009). Er schreibt dem Klassenbegriff ebenfalls eine weitere historische Spannbreite zu als diejenige, welche nur das 19. Jh. umfassen soll. Denn Klassen begreift er als Konfliktgruppen, die sich der Durchgängigkeit von *Herrschaft* in der Geschichte verdanken. Er setzt sich intensiv mit der damals die Soziologie an den „westlichen“ Akademien nachhaltig beeinflussenden funktionalistischen Handlungstheorie von Talcott Parsons (1909-1979) auseinander. Gesellschaften werden – anders als es Parsons lehrte – nicht einfach nur durch gemeinsame Werte (*common values*) zusammengehalten, sondern – so Dahrendorf – auch durch *Herrschaftsverhältnisse* strukturiert. Deswegen müsse der Konflikt zwischen Herrschenden und Beherrschten als ein historisch durchgängiges Phänomen angesehen werden. Die Theorie der sozialen *Integration* von Parsons ist mithin durch eine Theorie der sozialen *Konflikte* zumindest zu ergänzen. Die Klassenstruktur ist ihrerseits eng mit Herrschaft und damit mit Konflikten überhaupt verwoben. Folgerichtig verwirft Dahrendorf auch die Behauptung, mit der abnehmenden Bedeutung der kernstrukturellen Spaltung der modernen Gesellschaft in Bürger und Industrieproletarier würden die Klassen und Klassengegensätze verschwinden. Vom Exitus der Klassen und Klassenkonflikte in der modernen industriellen Gesellschaft könne überhaupt nicht die Rede sein.⁵⁸ Es bedarf vielmehr der Einsicht in die „Funktionen sozialer Konflikte“ aufgrund von Herrschaftsbeziehungen im Allgemeinen, um die „Klassen und ihr Schicksal“ als Bürger und abhängig Arbeitende im Besonderen genauer einschätzen zu können. Konflikt bedeutet für Dahrendorf eine universelle soziale Tatsache, ja, vielleicht sogar „ein notwendiges Element allen gesellschaftlichen Lebens.“⁵⁹ Nach meiner Auffassung drängt sich bei Formulierungen dieser These sofort die Erinnerung an Webers soziologischen Grundbegriff des „Kampfes“ auf, der ja die Spannbreite vom friedlichen Wettbewerb bis hin zur Repression umfasst. Der friedliche Wettbewerb treibt voran (Wandel), Repression ist destruktiv. Dahrendorf trifft diese Unterscheidung jedoch nicht. „Zum Instrumentarium des Konfliktmodells der Gesellschaft gehört neben Wandel und Konflikt noch ein dritter Gedanke: der Gedanke des Zwanges. Vom Standpunkt dieses Modells werden Gesellschaften nicht durch Consensus (wie bei Parsons – J.R.), nicht durch allgemeine

58 Vgl. R. Dahrendorf: Klassen und Klassenkonflikt in der industriellen Gesellschaft, Stuttgart 1977.

59 Aufsätze zum Thema finden sich auch in R. Dahrendorf: Gesellschaft und Freiheit. Zur soziologischen Analyse der Gegenwart, München 1962. Zit. S. 114.

Übereinstimmung, sondern durch die Kontrolle einiger durch andere zusammengehalten.“⁶⁰ Anders als bei Durkheims *constraint social* erscheint Zwang nun tatsächlich als Verhältnis von Macht und (gradueller) Ohnmacht und entschieden weniger als friedlicher Wettbewerb und repressionsfreie Konkurrenz. An anderen Stellen versteht Dahrendorf unter Konflikten abgeschwächter „alle strukturell erzeugten Gegensatzbeziehungen von Normen und Erwartungen, Institutionen und Gruppen ... Entgegen dem Sprachgebrauch müssen diese Konflikte keineswegs gewaltsam sein.“⁶¹ Gegensätzliche Normen und Erwartungen – gegensätzliche Interessen werden ebenfalls erwähnt – sind jedoch nicht zwangsläufig von der gleichen Art wie latente oder manifeste Konflikte zwischen Herr und Knecht bzw. wie der Kampf um das Surplusprodukt. Von Fall zu Fall verschieben sich also die Akzente des Dahrendorfschen Konfliktbegriffes. Eine eher formale Definition von „Konflikt“ wird ebenfalls vorgeschlagen: Unter Konflikten versteht Dahrendorf manifeste Gegensätzlichkeiten bzw. „strukturell erzeugte Gegensatzbeziehungen.“⁶² „Gegensatz“ könnte in diesem Falle die strikte Gegenläufigkeit, also strenge Unvereinbarkeit meinen. Etwa wie in dem trivialen, aber folgenreichen Fall, dass Käufer an möglichst niedrigen, Verkäufer an möglichst hohen Preisen interessiert sind. Dahrendorf denkt dabei ganz offenkundig an Dichotomien. „Jedoch lässt jeder Konflikt sich auf eine Beziehung von zwei und nur zwei Elementen zurückführen.“⁶³ Empirisch ist das gewiss nicht durchweg der Fall. Im Hinblick auf soziale Ungleichheiten vertritt er die These, dass „Ungleichheiten des Ranges sich auf die ungleiche Verteilung von Herrschaft in sozialen Verbänden zurückführen lassen, dass es sich also bei den hier in Frage stehenden Konflikten stets um Konflikte auf Grund von und um Herrschaft handelt.“⁶⁴ Die Ehre ist somit eine eindeutige Funktion der Macht. Die Akzente werden bei ihm im Achsenkreuz von *Reichtum, Macht und Ehre* eindeutig auf die Dimension von Macht und Herrschaft als Grundbestimmungen gesetzt. Die Marxsche Herleitung der Klassen aus den Eigentumsverhältnissen (*Reichtum*) hält er für einen Fehler. Denn „soziale Konflikte erwachsen aus der Struktur von Gesellschaften, insoweit sie Herrschaftsverbände sind.“⁶⁵ Diese allgemeinen konflikttheoretischen Überlegungen überträgt Dahrendorf auf die Frage nach der Entwicklung des Verhältnisses von Bürgern und Proletariern in der Geschichte der bürgerlichen Moderne. Dieses Verhältnis, so Dahrendorf, hat sich einschneidend verändert, aber nichts spricht für die These, „dass mit der alten Spaltung in Bürger und Proletarier alle Klassen und Klassegegensätze verschwunden sind.“⁶⁶ Mit Marx müsse und könne man weiter mit Klassen als eine Kraft in sozialen Konflikten rechnen. Doch ansonsten gäbe es kaum noch einen Bezug von Marxens Thesen zur veränderten

60 A.a.O., S. 110.

61 A.a.O., S. 125.

62 Vgl. A.a.O., S. 197 ff.

63 A.a.O., S. 202.

64 A.a.O., S. 213.

65 A.a.O., S. 220.

66 A.a.O., S. 135.

Realität der bürgerlichen Gesellschaft. Gleichwohl sei es soziologisch sinnvoll, davon auszugehen, dass eine jede Gesellschaft Gruppenkonflikte aufweise, die für den jeweiligen Gesellschaftstypus charakteristisch sind. Dem entspricht also die Annahme einer *Kernstruktur* der Gesellschaft.⁶⁷

Herrschaft manifestiert sich für Dahrendorf formal in der Unterscheidung zwischen denen „oben“ und denen „unten.“ >>Oben<< und >>Unten<<, Herrschende und Beherrschte gibt es nach seiner Auffassung in jeder Gesellschaft. Damit wird diese Spaltung als der letzte Ursprung der dominanten Konflikte jeder Gesellschaft bestimmt.⁶⁸ Von daher ergibt sich eine einschneidende Differenz im Vergleich zur Surplustheorie der Klassenbildung: „Der Kampf zwischen Lohnarbeit und Kapital, Proletariat und Bourgeoisie war in seinem formalsten Aspekt ein Kampf um die Möglichkeit der Bestimmung des eigenen Schicksals, also ein Kampf um die Herrschaft. In dieser Erweiterung wird die Klassentheorie auf alle bekannten Gesellschaften anwendbar.“⁶⁹ Die Surplustheorie nimmt eine solche Erweiterung ebenfalls vor, jedoch in Richtung auf die Universalgeschichte der Zivilisationen, als deren Dreh- und Angelpunkt der Kampf um das *Surplusprodukt* angesehen wird. Dass „Kampf“ immer auch die gegebenen Potentiale der *Macht* der Herren und die *Gegenmacht* (wenn nicht Ohnmacht) der Mägde und Knechte verweisen kann, bedeutet eine Selbstverständlichkeit. Verfestigt werden die Herrschaftsverhältnisse (sie sind bei Marx gleich den Produktionsverhältnissen) nicht zuletzt auch durch die kulturell sedimentierten Hierarchien der *Ehre* (des gesellschaftlichen Ansehens). Doch eine so maßgebende Ausrichtung der Untersuchung auf die Dimension der *Macht* (Herrschaft) wie bei Dahrendorf kann zu einer Verkürzung der Analyse beitragen. Er legt – wie es damals des Öfteren geschehen ist – Marx auf eine gewisse Weise auf ein Zweiklassenmodell der Analyse fest, weil er Machtverhältnisse als grundsätzlich dichotomisiert ansieht. „Der analytische Ansatz der Marxschen Konzeption und die Annahme eines Gegensatzes zweier Klassen sind unverändert sinnvolle Elemente einer Klassentheorie.“⁷⁰ Ja das stimmt – aber nur in *der* Hinsicht, dass sie einen höchst abstrakten, idealtypisierten Eindruck von der Kernstruktur sozialer Diskrepanzen in einer Epoche vermittelt. Bedenkt man jedoch die Möglichkeiten, die Marx' Kreislaufmodelle im zweiten Band des >>Kapital<< für eine konkretere Klassenanalyse der Sozialstruktur, also für ein Modell mit einer ganzen Reihe verschiedener Klassen eröffnen, dann erscheint Dahrendorfs Reduktion von Konflikten auf eine dichotomische Relation jeder Hinterfragung wert. Sehr einleuchtend ist nach meiner Auffassung jedoch ein anderer Hinweis, den er gibt: „Eine sinnvolle Klassentheorie wird der Tatsache Rechnung tragen müssen, dass es Klassen und Klassenkonflikte zwar nach wie vor gibt, dass der Klassenkampf und der Ruf nach der Revolution aber durch geregeltere Formen der Auseinandersetzung zwischen den Klassen

67 Vgl. a.a.O., S. 136 ff.

68 A.a.O., S. 154.

69 A.a.O., S. 161.

70 A.a.O., S. 160.

ersetzt worden sind.“⁷¹ Aus diesem Grunde halte ich nun einmal die Gleichsetzung von „Kampf“ mit dem breiten Spektrum der Bedeutungen für sinnvoll, in dem sich Webers Begriff des „Kampfes“ aus dem § 8 seiner „Soziologischen Grundbegriffe“ für höchst relevant.

Eliten

Manchmal werden *Machteliten* in der Literatur als eine besondere soziale Diskrepanz als Bestandteil der Ungleichheitsstruktur gedeutet und den Klassen gegenübergestellt. Ich sehe das etwas anders: Machteliten gibt es als einen *Bestandteil* von Klassen und Parteien (im Sinne Webers). Es macht dabei m.E. Sinn, *Funktionseliten* von *Machteliten* zu unterscheiden. Funktionseliten erbringen herausragende Leistungen im Zuge ihrer spezifischen gesellschaftlichen Zwecktätigkeiten. Machteliten bedeuten hingegen diejenigen Gruppen in Staat, Gesellschaft und Organisationen, auch von Klassen, welche aufgrund ihrer Positionen über die größten Chancen verfügen, ihren Willen auch gegen Widerstand durchzusetzen.

71 A.a.O., S. 161.

KAPITEL 5. EIGENTUM UND BESITZ.

*Die Okkupationstheorie des Eigentums.*⁷²

Eine Textstelle bei Marcus Tullius Cicero (106 v.u.Z.-43) macht die Grundgedanken der Eigentumsentstehung durch *occupatio* (Besitzergreifung) besonders deutlich: „Es gibt aber von Natur aus keinerlei Privateigentum, sondern entweder aufgrund weit zurückliegender Inbesitznahme – so bei denen, die in einstmals in herrenloses Gut gekommen sind (a) – oder aufgrund eines Sieges – wie bei Leuten, die im Krieg Macht erlangt haben (b) über etwas – oder durch Gesetz, Vertrag, Übereinkunft oder Los (c).“⁷³ Diese Aussage Ciceros beinhaltet eine Reihe zentraler Konzepte sämtlicher Eigentumstheorien. Die Schlüsselfrage lautet: Wie ist es überhaupt zu Privateigentum gekommen, wenn es nicht von Natur aus oder aufgrund des unerforschlichen Ratschlusses der Götter in die Hände bestimmter Leute, meist der Herrschenden sowie zu deren Vorteil gelangt ist? Was bedeutet Privateigentum im Unterschied zum Gemeineigentum, wenn – wie in verschiedenen Naturrechtstheorien – davon auszugehen wird, beim persönlich verfügbaren Eigentum handle es sich um etwas, „was von Natur Gemeineigentum gewesen war“?⁷⁴ Der elementare Vorgang der Eigentumbildung besteht für Cicero in der Besitzergreifung herrenloser Güter (insbesondere freien Grundes und Bodens). Herrenloses Gut wird im römischen Recht als *res nullius*, niemandes Sache bezeichnet. Niemand verfügt über einen vorgängigen Rechtsanspruch auf das entsprechende Gut. So etwas gibt es auf dramatische Weise auch heute noch, wenn etwa am Amazonas „herrenlose“ Urwälder gerodet und abgebrannt werden, um mehr Rinder für *cheeseburger* zur Verfügung stellen zu können. Das, obwohl die Gebiete oftmals die Sache indigener Völker und daher keine *res nullius* darstellen. Was ergibt sich zudem aus der Tatsache, dass Grund und Boden nicht als unerschöpfliche Ressource betrachtet werden können?

Die (a) Inbesitznahme herrenlosen Gutes bedeutet bei Cicero rechtlich und moralisch etwas anderes als (b) die Besitzergreifung (Appropriation) von Ressourcen aufgrund einer Machtposition (d.h.: durch Akte der Bemächtigung) oder gar durch Eroberung mit den Mitteln von Krieg und Gewalt. Schließlich (c) erwähnt er die Fälle, in denen persönliches Eigentum aufgrund von Übereinkunft, Vertrag (z.B. Besitzübertragung) oder gesetzliche Regelung in die Hände einer Person gelangt. Es gibt Naturrechtstheoretiker, sogar einige katholische Kirchenväter, bei denen das Privateigentum „stets als *Unrecht*, die eigenmächtige 'erste Aneignung' (*occupatio primaeva*) von Gegenständen durch einzelne (*occupatio*) als widerrechtliche Usurpation von Gemeineigentum“ gilt. Die Privateigentumsordnung „wurde

72 Vgl. die eindrucksvolle Arbeit von M. Brocker: *Arbeit und Eigentum. Der Paradigmawechsel in der neuzeitlichen Eigentumstheorie*, Darmstadt 1992.

73 M. T. Cicero: *De officiis – Vom pflichtgemäßen Handeln*, Stuttgart 1976, S. 21 f.

74 Ebd.

daher von den Kirchenvätern als *Folge des Sündenfalls* angesehen, als sündhafter Abfall der Menschen von der göttlichen Ordnung (und damit als Folge – oder auch Ursache – des Verlustes des Paradieses).⁷⁵ Dem Zitat Ciceros lässt sich zu all dem eine Unterscheidung zwischen *Besitz* und *Eigentum* entnehmen. Im Besitz von etwas zu sein, bedeutet, es sich faktisch zu eigen gemacht zu haben und darüber persönlich zu verfügen. Doch das bedeutet noch lange nicht, dass es sich um von anderen und/oder einer Rechtsordnung anerkanntes (legitimiertes) Eigentum handelt. Es kann sich um das Resultat einer Inbesitznahme in der Form einer Bemächtigung handeln, die sich andere Personen nicht gefallen lassen. Diese Problemstellung hat Jean Jacques Rousseau (1712-1778) in einer berühmten Parabel veranschaulicht. Im Jahre 1750 hat er auf die Preisfrage der Akademie de Dijon >>Hat der Wiederaufstieg der Wissenschaften und der Künste zur Läuterung der Sitten beigetragen?<<⁷⁶, seine berühmte, Staub aufwirbelnde Antwort: Nein! gegeben. Im Gegenteil! „In dem Maß, in dem unsere Wissenschaften und Künste zur Vollkommenheit fortschritten, sind unsere Seelen verderbt geworden.“⁷⁷ Er gewann den Preis. Auch die zweite Preisfrage der Akademie von 1755 beantwortete er. Sie lautete: „Welches ist der Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen und ob sie durch das natürliche Gesetz autorisiert wird.“ Rousseaus >>Diskurs über die Ungleichheit<< enthält seine Antwort in der Form jener kurzen Parabel, welche den Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen sowie der Eigentumsbildung veranschaulichen soll:

Der erste, der ein Stück Land eingezäunt hatte und es sich einfallen ließ, zu sagen: dies ist mein, und der Leute fand, die einfältig genug waren, ihm zu glauben, war der wahre Gründer der bürgerlichen Gesellschaft.⁷⁸

Diese Fabel lässt sich als eine Variante der Okkupationstheorie des Eigentums lesen: Ein pfiffiger Mensch schreitet zur Besitzergreifung. Er verschafft sich einen faktischen Besitz, indem er ein Areal einzäunt. Aber dieses Besitzes ist er alles andere als sicher. Er muss die anderen Menschen daher dazu bringen, seine Besitzansprüche anzuerkennen und zu respektieren. M.a.W.: Er muss die Leute vor allem dazu bringen, an die Legenden zu glauben, welche er und seine Propagandisten in die Welt gesetzt haben, um seine Ansprüche auf Exklusivität der Bodennutzung als legitim, wenn nicht gottgewollt erscheinen zu lassen. Vielleicht kann er sich dabei auf eine Rechts- und Religionstradition berufen, welche hemdsärmeligen Leuten wie ihm das Eigentumsrecht vorbehält? Etwa in der Form wie Lehnsherren ihnen weiterhin gehörenden Grund und Boden an Vasallen verliehen und ihre Eigentumsansprüche grundsätzlich auf Inhalte einer die bestehende Eigentumsordnung absichernde Religion stützen konnten, die zugleich zum festen

75 M. Brocker: Arbeit und Eigentum, a.a.O., S. 37 f. (Herv. i. Org).

76 J. J. Rousseau: Schriften zur Kulturkritik (1. und 2. Diskurs), Hamburg 1995, S. 5 ff.

77 J. J. Rousseau: Erster Diskurs, a.a.O., S. 15.

78 J. J. Rousseau: Diskurs über die Ungleichheit (Ed. Meier), Paderborn/München/Wien/Zürich 1984, S. 173.

Glauben der breiten Masse der Untertanen gehörte. Die Herren glaubten selbst fest an Gottes Willen, der ihnen ihre Privilegien zugewiesen habe. Heute spielen Verweise auf einen „Neidkomplex“ der Unterprivilegierten eine vergleichbare Rolle. Jener forsche Landbesitzer kann als Begründer der *societas civilis*, d.h.: all jener Gesellschaften gelten, worin nach den idealtypisierenden Annahmen des egalitären Naturrechtsdenkens die ursprüngliche Gleichheit der Menschen im Naturzustand (*communio originaria*) nicht mehr gegeben ist. Zur Sicherstellung des Eigentums als exklusiver, viele Menschen vom Zugang aufgrund von Herrschaftsinteressen ausschließender Besitz, ist also entscheidend von dem abhängig, was Weber den „Legendenglauben“ der Benachteiligten nennt. Noch in der Rechtslehre von Kant findet sich ein Nachhall der Okkupationstheorie des Eigentums. Das allgemeine Prinzip des Rechts bestimmt nach seiner Lehre „eine jede Handlung als recht, die oder deren Maxime die Freiheit der Willkür eines jeden mit jedermanns Freiheit nach einem allgemeinen Gesetze zusammen bestehen kann.“⁷⁹ Damit ergibt sich für jedes Subjekt das zugleich moralische Gebot: „Handle äußerlich so, dass der freie Gebrauch deiner Willkür mit der Freiheit von jedermann nach einem allgemeinen Gesetze zusammen bestehen könne ...“⁸⁰ Geboten sind äußerliche Handlungen, welche die Freiheit aller anderen fördern und stützen, solange diese nicht ihrerseits ihre „Freiheit“ der Willkür dazu benutzen, um den Lebenszusammenhang allgemeiner Freiheit zu zerstören. Jemand kann sich jedoch äußerlich an dieses Gebot halten, innerlich aber eine bössartige Gesinnung aufweisen. In dieser Gegenüberstellung wurzelt die berühmte Unterscheidung, die Kant zwischen Legalität und Moralität trifft. In der Tat: „Es kann dem Recht nach etwas sehr wohl erlaubt sein, was die Moral verbietet.“⁸¹ Das Nazi-Recht bietet ein trostloses Beispiel für gesetzte Normen, die allen moralischen Normen widersprechen.

Was bedeutet rechtmäßiges Eigentum im Unterschied zu appropriierten Gütern? Ein „Gegenstand meiner Willkür ist etwas, was zu gebrauchen ich physisch in meiner Macht habe.“ Allerdings gibt es neben diesem physischen auch einen „bloßrechtlichen Besitz“ der Sache, einen Besitzanspruch im Hinblick auf die Sache. „*Ein intelligibler Besitz (wenn ein solcher möglich ist) ist ein Besitz ohne Inhabung (detentio).*“⁸² Die Annahme einer ursprünglichen Gemeinschaft mit Gemeineigentum, die Vorstellung einer *communio fundi originaria* hält Kant für eine Idee, welche eine rechtlich-praktische Realität und Bedeutung aufweist. Davon sei der Gedanke einer „uranfängliche“ Gemeinschaft abzuheben. Sie hält er für eine „Erdichtung“, weil dabei unterstellt werde, die „ursprüngliche Besitznehmung“ habe in der Übereinkunft zum Verzicht auf Privateigentum bestanden.⁸³ In diesem Zusammenhang greift er auf die Grundgedanken der Okkupationstheorie zurück: „Alle Menschen sind ursprünglich in einem Gesamt-Besitz des Bodens

79 I. Kant: Werke, Band IV (Metaphysik der Sitten), a.a.O., S. 337.

80 A.a.O., S. 338.

81 G. W. F. Hegel: Werke in zwanzig Bänden (WW), Band 4, Frankfurt/M 1970, S. 228.

82 I. Kant: Werke IV, a.a.O., S. 345 (Herv. i. Org.).

83 A.a.O., S. 360.

der ganzen Erde (*communio fundi originaria*).“⁸⁴ Überdies lässt sich dieses Idealbild mit der *Maxime* von Domitius Ulpian (gest. 223) in Verbindung bringen: *Suum cuique tribue*. Jedem möge das Seine, ich denke: das Lebensnotwendige zuteil werden. Kant greift ausdrücklich auf Ulpian zurück.⁸⁵ Damit eröffnet sich eine gerade in radikaleren klassentheoretischen Kritiken der Gesellschaft nicht selten übersehene positive Perspektive auf das Privateigentum: Die Individuen müssen sich das für ihren Lebensunterhalt (kulturell) Notwendige zu eigen machen können. Diesem Postulat kann die Kategorie der *Aneignung* zugeordnet werden. Aneignung führt zu Besitz und realisierten Besitzansprüchen. Aber der Besitz bedeutet auch in diesem Falle erst dann legitimes Eigentum, wenn es auf dem Boden des allgemeinen Prinzips des Rechts allseitige (rationale) Anerkennung findet.

Die Realität der Klassengesellschaften offenbart demgegenüber eine negative Linie der Eigentumsbildung. Sie wurzelt in der *Appropriation* als (gelingende oder gelungene) Bemächtigung. „Die Erwerbung eines äußeren Gegenstandes der Willkür durch einseitigen Willen ist die Bemächtigung.“⁸⁶ Die Einseitigkeit des machtgestützten Willens führt – wie in Rousseaus Fabel – zu exklusivem Besitz. Aber auch dieser Besitz oder entsprechende Besitzansprüche sind nicht sicher. Erst wenn es den Herrengewalten gelingt, die ihre Interessen fördernden Legenden im Bewusstsein der Beherrschten sowie in einer ihre Position absichernden Rechtsordnung zu verankern, dann kommt es zu ideologisch (kulturhegemonial) legitimiertem Eigentum.

Es bleibt bei meinem Vorschlag, im Hinblick auf die politisch so brisanten Auseinandersetzungen über Privateigentum und soziale Ungleichheit bzw. Klassenstruktur zwei normativ gegenläufige Hauptlinien der Begriffsbildung zu unterscheiden:

1. *Dimension (+)*: Aneignung – Besitz – anerkanntes Eigentum (persönliches Eigentum).
2. *Dimension (-)*: Appropriation – Exklusiver Besitz – Hegemonial legitimiertes Eigentum.

Klassenverhältnisse sind immer auch Eigentumsverhältnisse, die sich in erster Linie in der zweiten Dimension bewegen.

Die Arbeitstheorie des Eigentums.

Es lässt sich in der Tat behaupten, „dass vor Locke die gesamte Geschichte der Eigentumstheorie im Horizont der durch Cicero und das römische Recht erstmals konzipierten Okkupationstheorie gestanden hatte.“⁸⁷ Als Begründer der neuzeitlichen Arbeitstheorie des Eigentums in Europa gilt also John Locke (1632-1704).

84 A.a.O., S. 378.

85 Vgl. a.a.O., S. 344.

86 A.a.O., S. 373 f.

87 M. Bocker: *Arbeit und Eigentum*, a.a.O., S. 117.

Er steht wie so viele vor und nach ihm in der Tradition des egalitären Naturrechtsdenkens. „Um politische Gewalt richtig zu verstehen und sie von ihrem Ursprung abzuleiten, müssen wir erwägen, in welchem Zustand sich die Menschen von Natur aus befinden.“⁸⁸ Er vertritt neben der Annahme der „vollkommenen Gleichheit“ der Menschen im Naturzustand die These, die Einzelnen lebten in diesem Ausgangsstadium der Menschheitsentwicklung in „einem „Zustand vollkommener Freiheit“, wenn auch innerhalb der Grenzen des Naturrechts. Dieses wiederum versteht er als ein Gebot, „das den Frieden und die gesamte Erhaltung der Menschheit verlangt.“⁸⁹ Aufgrund der vollkommenen Gleichheit der Subjekte im Urzustand kann sich niemand auf Kosten anderer bereichern und/oder Macht über ihr Leben gewinnen. Innerhalb dieses normativen Rahmens können die Menschen ihre Handlungen regeln und „über ihren Besitz und ihre Persönlichkeit so ... verfügen, wie es ihnen am besten scheint, ohne dabei jemanden um Erlaubnis zu bitten oder vom Willen anderer abhängig zu sein.“⁹⁰ Es handelt sich offensichtlich um den Vorschein der neuzeitlich-liberalistischen Idee der individuell-politischen Freiheitsphäre, die hier schon klar hervortritt. Aber Locke vertritt alles andere als einen Liberalismus der Ellbogenfreiheit und der absoluten Loslösung des Wirtschaftens von staatlicher und moralischer Regulation wie im Beutekapitalismus gegenwärtiger Zeiten mit seiner sich immer weiter öffnenden Schere zwischen Arm und Reich. Vielmehr handelt sich um einen Urzustand, „in dem alle Macht und Rechtsprechung wechselseitig sind, da niemand mehr besitzt als ein anderer.“ Freiheit besteht mithin in allem anderen als der Willkürfreiheit, wobei jeder Mensch tun kann, was ihm gefällt und durch keine Regeln und Gesetze gebunden ist. Im Gegenteil: Politische Freiheit in einem Staat bedeutet „unter keiner anderen gesetzgebenden Gewalt zu stehen als der, die durch Übereinkunft in dem Gemeinwesen eingesetzt worden.“⁹¹ Politische Willensfreiheit darf mithin keinen anderen Beschränkungen unterliegen „als lediglich derjenigen, die von der Legislative auf Grund des in sie gesetzten Vertrauens beschlossen werden.“⁹² In klarer Abgrenzung vom Geist der absolutistischen Staatsordnung betont er: „Diese Freiheit von absoluter oder willkürlicher Gewalt ist so notwendig und eng mit Erhaltung der Menschen verbunden, dass er sie nicht aufgeben kann, ohne dabei gleichzeitig seine Erhaltung und sein Leben zu verwirken.“⁹³

Die Grundgedanken der Arbeitstheorie des Eigentums hat Locke ebenfalls in einer berühmten Parabel im Hinblick auf die Zentralstellung der Arbeit zusammengefasst:

88 J. Locke: Zwei Abhandlungen über die Regierung, Frankfurt/M 1977, S. 201 (§ 4).

89 A.a.O., S. 203 (§ 7).

90 A.a.O., S. 201.

91 Ebd.

92 A.a.O., S. 213 f. (§ 22).

93 A.a.O., S. 214 (§ 23).

- „Die Arbeit seines Körpers und das Werk seiner Hände sind, so können wir sagen, im eigentlichen Sinne sein (des Menschen – J.R.) Eigentum.“⁹⁴
- „Diese Arbeit bewirkte einen Unterschied zwischen ihnen und dem gemeinsamen Besitz. Sie fügte ihnen etwas hinzu, das mehr war als die Natur, die gemeinsame Mutter von allem, ihnen gegeben hatte, und somit gelangte er zu einem persönlichen Recht auf sie ... Das Gras, das mein Pferd gefressen, der Topf, den mein Knecht gestochen und das Erz, das ich an irgendeiner Stelle gegraben, wo ich mit anderen gemeinsam ein Recht dazu habe, werden ohne die Anweisung und Zustimmung von irgend jemandem mein Eigentum.“⁹⁵

Ein Problem dieser Fabel besteht darin, dass sie mit aller Selbstverständlichkeit auf das Verhältnis von Herr und Knecht, also auf ein Produktionsverhältnis zurückgreift. An anderen Stellen (Kapitel 4) wendet sich Locke jedoch ausdrücklich gegen Sklaverei und Unterdrückung. Die Fabel soll in erster Linie die Rechtsgrundlagen des Privateigentums klar machen. Dieses wird zunächst – wie es heutzutage alltagsweltlich üblich ist – als Besitz bestimmt, worauf das Individuum ein Recht des persönlichen Gebrauchs bzw. einen ausschließlichen Rechtsanspruch hat. Nach der Fabel ist es die faktische Bearbeitung von Grund und Boden, die als solche einen normativen Anspruch auf das Bearbeitete begründet. Das klingt allerdings wie ein Fehlschluss von *fact* auf *value*, von Tatsachen auf Wertungen.

„So viel Land ein Mensch bepflanzt, bepflanzt, bebaut, kultiviert und so viel er von dem Ertrag verwerten kann, so viel ist sein Eigentum. Durch seine Arbeit hebt er es gleichsam vom Gemeineigentum ab.“⁹⁶

Anders als in Rousseaus Fabel werden die anderen Personen nicht durch einen Zaun ausgeschlossen, sondern das in Privateigentum gelangende Areal entspricht dem Arbeitsaufwand und der Arbeitsintensität, welche die Person zu seiner Kultivierung aufgebracht hat. Das könnte bedeuten, dass die weniger Emsigen ein kleineres Stück vom Kuchen erhalten. Aber wieso begründet die tatsächliche Bearbeitung einen normativen Anspruch? Ganz geheuer sind mögliche Probleme dieser Art Locke selbst nicht: „So viel, wie jemand zu irgendeinem Vorteil seines Lebens gebrauchen kann, bevor es verdirbt, darf er sich durch seine Arbeit zum Eigentum machen. Was darüber hinausgeht, ist mehr als sein Anteil und gehört anderen.“⁹⁷ Damit erscheint die folgende Lesart als möglich: Das Individuum hat einen naturrechtlich begründeten Anspruch darauf, sich das zu eigen machen zu können, was er für seinen Lebensunterhalt durch Arbeit (nach den Standards der jeweiligen Lebensverhältnisse) erwirbt. Das Lebensnotwendige muss nicht

94 A.a.O., S. 216 (§ 27).

95 A.a.O., S. 217 (§ 28).

96 A.a.O., S. 219 (§ 32).

97 A.a.O., S. 219 (§ 31).

zwangsläufig gleich dem Existenzminimum sein. Heute wird z.B. der Warenkorb des 4-Personen-Arbeitnehmerhaushaltes als statistische Maßzahl für ein würdiges Leben oberhalb der Armutsgrenze berechnet. Aber: „Was darüber hinausgeht gehört den anderen.“ D.h.: Wenn die Einzelnen in diesem Sinne ein Mehrprodukt erzeugen, wird es der Idee nach – wovon die Realität drastisch abzuweichen pflegt – der Förderung des Gemeinwohls zugewiesen. Dies bedeutet keinen Widerspruch zum Recht auf Aneignung des für das Leben Notwendigen. Dass Locke Gesetze zur Regulierung menschlicher Beziehungen für unabdingbar hält, wird immer wieder deutlich genug: „Wo es kein Gesetz gibt, da gibt es auch keine Freiheit. Freiheit heißt aber nicht, wie uns gesagt wird, eine Freiheit für jeden, zu tun, was ihm gefällt ..., sondern eine Freiheit innerhalb der erlaubten Grenzen jener Gesetze, denen er untersteht, über seine Person, Handlungsweise, seinen Besitz und sein gesamtes Eigentum zu verfügen und damit zu tun, was ihm gefällt, ohne dabei dem eigenmächtigen Willen eines anderen unterworfen zu sein, sondern frei dem eigenen zu folgen.“⁹⁸ Die Liberalität Lockes taugt offensichtlich kaum als Gewähr für irgendeinen Deregulierungsfundamentalismus.

Er hat die Prämisse der Arbeitswerttheorie im Anschluss an derartige Erwägungen in einer kurzen Aussage zusammengefasst: „Denn es ist tatsächlich die Arbeit, die jedem Ding einen unterschiedlichen Wert verleiht.“⁹⁹ Genau genommen ist es die Arbeitszeit, die wertbildend wirkt. Das hat Adam Smith (1723-1790) in einer anderen Fabel angedeutet: „Wenn es z.B. unter einem Jägervolke in der Regel zweimal so viel Arbeit kostet, einen Biber zu erlegen, als ein Reh, so müsste naturgemäß ein Biber zwei Rehe wert sein. Es ist begreiflich, dass das, was gewöhnlich das Produkt zweier Tage oder zweier Stunden Arbeit ist, doppelt so viel wert sein muss, als das, was das Produkt einer eintägigen oder einstündigen Arbeit zu sein pflegt.“¹⁰⁰ Eines ist in der Tat klipp und auch klar: Würde gar keine Arbeitszeit aufgewendet, käme grundsätzlich nichts zustande. Auch in Maschinen und Rechnern steckt Arbeitszeit. Vom Himmel fallen die Güter bislang noch nicht. Aber Vertreter der politischen Ökonomie wie Smith wissen natürlich auch, dass Angebot und Nachfrage ebenfalls einen Einfluss auf Wert und Preis nehmen. Deswegen macht Smith einen Unterschied zwischen dem „natürlichen (arbeitszeitbestimmten) Preis“ und dem Marktpreis der Ware.¹⁰¹ Marx setzt sich ebenfalls, wenn auch auf andere Weise, mit diesem Problem auseinander. Aber er erhebt zugleich schwerwiegende Einwände gegen die elementaren Fassungen der Arbeitswerttheorie, wie sie bei Locke und Smith verhandelt wird. „Arbeit“ muss als „Arbeitszeit“ gelesen werden. In diesem Falle kann allerdings der Eindruck entstehen, es sei die Arbeitszeit der einzelnen Person, welche die Wertgröße des Arbeitsergebnisses bestimmt. Aber bei einem noch so geringen Grad der Arbeitsteilung arbeitet niemand in einem menschlichen Lebenszusammenhang nur für sich

98 A.a.O., S. 234 (§ 57).

99 A.a.O., S. 225 (§ 40).

100 A. Smith: Untersuchungen über das Wesen und die Ursachen des Volkswohlstandes, Frankfurt/M 2009, S.96.

101 Vgl. a.a.O., S. 104 ff.

(„Privatarbeit“), sondern die Person leistet immer zugleich Arbeit für andere und ist von deren Zwecktätigkeiten und deren Arbeitsergebnissen stets in wechselnden Graden abhängig. Arbeit bedeutet gesellschaftliche Arbeit! „Die Bedürfnisse und die Mittel werden als reelles Dasein ein Sein für andere, durch deren Bedürfnisse und Arbeit die Befriedigung gegenseitig bedingt ist.“¹⁰² Für Marx ist es daher die durchschnittlich gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit, welche die Wertgröße eines Arbeitsergebnisses bestimmt. Auf diesem Hintergrund lassen sich auch in Texten zur Kritik der politischen Ökonomie die Komponenten jener beiden Hauptdimensionen der Eigentumsterminologie wiederfinden, welche ich aus ungleichheitstheoretischen Diskursen extrapoliert habe. (s.o.).

Marx ist natürlich kein Okkupationstheoretiker des Eigentums. Der Abschnitt „Epochen ökonomischer Gesellschaftsformation“ aus seinem Skript >>Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie (Rohentwurf)<< enthält unabhängig davon auch bei ihm implizite Bezugnahmen auf jene beiden Reihen der eigentumstheoretischen Grundbegriffe. „*Eigentum* meint ... ursprünglich – und so in seiner asiatischen, slawischen, antiken, germanischen Form – Verhalten des arbeitenden Subjekts zu den Bedingungen seiner Produktion oder Reproduktion als den seinen.“¹⁰³ *Als den seinen!* Aber das geschieht in welchem Grade auch immer im Rahmen kapitalistischer Produktion-Eigentumsverhältnisse. Dementsprechend gehört zu den entscheidenden Voraussetzungen der Entwicklung des Kapitalismus für Marx wie für Max Weber die Trennung der Arbeit der Einzelnen von den faktischen Bedingungen ihrer Lebensführung – von dem Arbeitsmitteln und dem Arbeitsmaterial, die nicht mehr in ihrem Eigentum sind. Die Arbeiterfamilien werden von den „objektiven Bedingungen“ ihrer Existenzsicherung durch Arbeit getrennt. Ihr gewohnter Besitz sowie ihre Nutzungsrechte an Grund und Boden werden etwa im Zuge der Einhegung (*enclosures*) der Gemeinweide in Teilen Englands oder durch unmittelbare Vertreibung vom Land enteignet. Das Individuum ist somit nicht länger Eigentümer als „Herr der Bedingungen seiner Wirklichkeit.“ Die unabdingbaren Muster der Aneignung zum „Zweck der Erhaltung des einzelnen Eigentümers und seiner Familie wie des Gesamtgemeindewesens werden im Zuge der Durchsetzung des Kapitalismus wahrlich radikal umgewälzt.“¹⁰⁴ Mit der Ausbreitung der Lohnarbeitsverhältnisse ändert sich zugleich die historische Formbestimmung der Aneignung des Lebensnotwendigen selbst einschneidend. Das legitimierte Eigentum der abhängig Arbeitenden schrumpft in den frühkapitalistischen Phasen manifester Ausbeutung der Arbeitskraft mit Konsequenzen für ihre Lebensumstände in einem Grad zusammen, der kein Jota höher ist als das der Hörigen und Leibeigenen des Mittelalters. Sämtliche Produktionsverhältnisse müssen allerdings weiterhin die Reproduktion des materiellen Lebens der breiten Masse wenigstens in einem gewissen Ausmaß gewährleisten.

102 G. W. F. Hegel: Grundlinien der Philosophie des Rechts, WW 7, Frankfurt/M 1970, S. 349 (§ 192).

103 K. Marx: Grundrisse, a.a.O., S. 395. (Herv. i. Org.).

104 A.a.O., S. 424 f.

Das Ergebnis des Einsatzes der gesellschaftlichen Gesamtarbeitszeit kann zu einem Mehrprodukt (gemessen an der vorhergehenden Wirtschaftsphase) führen. Ein Teil des gesellschaftlichen Gesamtprodukts (heute: des Bruttosozialprodukts) konnte zudem von den Herren nicht appropriiert werden, sondern musste historisch immer schon in der Form von „Gebrauchswerten für die Gemeinde“ eingesetzt werden.¹⁰⁵ Zu diesen gehören die „Deckung zum Ersatz der verbrauchten Produktionsmittel, (ein) zusätzlicher Anteil für die Ausdehnung der Produktion, Reserve- und Assekuranzfonds gegen Missfälle, Störungen durch Naturereignisse etc.“, Infrastrukturmaßnahmen u.a.m.¹⁰⁶ Das gesellschaftliche Mehrprodukt ist also – obwohl das bei Marx mitunter so klingen mag – aufgrund der Aufwendungen für „Gebrauchswerte für die Gemeinde“ nicht gleich dem Surplusprodukt (das im Kapitalismus die Formbestimmung des Mehrwerts angenommen hat)! Denn letzteres stellt das Ergebnis der Appropriation auf der Basis in wenigen Händen zusammengeballten Reichtums sowie der kumulierten Macht und der Ehre der Herrengewalten dar. Der aufgrund des appropriierten Mehrprodukts (und/oder des Gesamtprodukts) exklusive Besitz wird letztendlich im Rahmen der kulturellen Hegemonie (A. Gramsci) bestimmter Klassen zum ideologisch legitimierten Eigentum. Oftmals wird „Privateigentum“ damit identifiziert. Gemeint sind exklusive Besitztümer wie die Produktionsmittel, die deren Besitzern eine erhöhte Chance eröffnen, ihren (ideologisch und rechtlich abgesicherten) Willen auch gegen Widerstände oder Gegenmächte durchzusetzen. Im Extremfall stehen den Mitgliedern eines Kreises, der andere ausschließt, die Mittel und Wege zur Verfügung, ihren Willen einschränkungslos, womöglich gewaltförmig gegen Widerstand durchzusetzen.¹⁰⁷ Umgekehrt wäre das Leben der Einzelnen und der Familie nicht möglich, verfügten sie nicht in einem wie immer auch bescheidenen Ausmaß Zugang zu „Produktionsbedingungen“ und Reproduktionsbedingungen ihres Lebens, verfügten sie also nicht in diesem elementaren Sinn über „Privateigentum.“ Wegen der ideologischen Ladungen des Eigentumsbegriffs, könnte es sinnvoll sein, in diesem Falle von „persönlichem Eigentum“ zu sprechen. So gesehen gab es das persönliche Eigentum – eng verflochten mit der patriarchalischen Gewalt über das „Haus“ – im griechischen *oikos*, in der römischen *villa*, in der mittelalterlichen *hufe*. „Privat“ ist der moderne kapitalistische Haushalt. Er gehört zu den Schlüsselinstitutionen in der Sphäre der Reproduktion der Personen, während ihre Arbeitskraft in den normalerweise davon getrennten Betrieben verausgabt wird. (Bei Bauernhaushalten sieht das u.U. auch heute noch etwas anders aus). Home-Office hebt diese Grenze ein Stück weit auf, wenn auch die betriebsförmigen Anforderungen bestehen bleiben.

105 Vgl. a.a.O., S. 424 f.

106 Vgl. K. Marx: Kritik des Gothaer Programms, MEW 19, S. 9.

107 M. Webers Begriff der „Schließung“ verweist in eine vergleichbare Richtung. „Geschlossen“, exklusiv – exclusio bedeutet ja nichts anderes als „Schließung“ – ist eine soziale Beziehung „dann, wenn insoweit und in dem Grade, als ihr Sinngehalt oder ihre geltenden Ordnungen die Teilnahme ausschließen oder beschränken oder an Bedingungen knüpfen.“ M. Weber: Wirtschaft und Gesellschaft, a.a.O., S. 31 (§ 10 der „Soziologischen Grundbegriffe“).

Dem vorgeschlagenen Sprachgebrauch folgend muss also kein Marxinterpret den Vorwurf befürchten, es gehöre zu seinem grimmigen politischen Programm, „der Omma“ – wie es im Frankfurter Dialekt heißt – „ihr klaa Häusche abzunehmen“, dieses also in Staatseigentum zu überführen. Enteignung und Überführung der Produktionsmittel in „Gemeineigentum“, das sich in den Händen einer politischen Klasse mit ihrem bürokratischen Kontroll- und Überwachungsapparat ballt, hat nicht allein im Stalinismus zu zahllosen Opfern, sondern auch andernorts – s. z.Zt. Nordkorea – zu Not und Unterdrückung geführt. Der Marxismus ist dabei teilweise – wie Oskar Negt dies ausgedrückt hat – zu einer „Staatsreligion“ verkommen, welche Autokraten und ihrem Herrschaftsapparat den Anschein der Legitimität verleiht.

KAPITEL 6. SURPLUS UND KLASSE.

Mehrprodukt und Wachstum.

Bruttosozialprodukt, Nettosozialprodukt und Wachstum stellen Begriffe dar, die überall im selbstverständlichen Gebrauch sind, wenn es um Fragen „der“ Wirtschaft geht. Das Bruttosozialprodukt (BSP) entspricht dem Geldwert sämtlicher Güter und Dienstleistungen, welche von den Staatsangehörigen eines bestimmten Landes – etwa der BRD – hervorgebracht werden. Das Nettosozialprodukt berechnet sich in der Wirtschaftsstatistik – grob zusammengefasst – als BSP abzüglich der Abschreibungen sowie der indirekten Steuern (Umsatzsteuer; Verbrauchssteuer) zuzüglich der Subventionen. Als einfacher Indikator für Wirtschaftswachstum gilt der Zuwachs der gesamtgesellschaftlichen Wirtschaftsleistung gemessen am Anstieg des preisbestimmten (oder preisbereinigten) BSP. Dabei kann reines Mengenwachstum gemeint sein. Ein „qualitatives Wachstum“ wie etwa die Erhöhung der Lebensqualität durch Umweltschonung soll inzwischen aufgrund bestimmter Messwerte deutlich gemacht werden. Durch Messungen des Schadstoffausstoßes in Städten soll Lebensqualität etwas aus der Sphäre der bloßen Umweltrhetorik herasgehoben werden. Die bei der Bestimmung der Wirtschaftsleistung als Sozialprodukt verwendete Terminologie verläuft nur dem äußeren Anschein nach parallel zu einigen der in die nämliche Richtung zielenden klassentheoretischen Begriffe wie Gesamtprodukt, Mehrprodukt und Surplus (Surplusprodukt). Diese setzen jedoch auf einem anderen theoretischen Hintergrund andere Akzente. Das Gesamtprodukt steht wirft jedoch in beiden Fällen ein ohnehin jenes für alle Wirtschaftssysteme charakteristisches Allokationsproblem auf: Mit welchen Aktionen und auf der Grundlage welcher Prozesse sowie mit welchen Reibungen wird die gesamtgesellschaftlich zur Verfügung stehende Arbeitszeit auf die einzelnen Funktionsstellen im Wirtschaftskreislauf verteilt? Auf jeden Fall ist es nur begrenzt verwunderlich, dass ohne den Aufwand an Arbeitszeit (im Verbund mit Maschinen und Geräten) keine Produkte, keine Dienstleistungen, auch keine den Arbeitsaufwand und Zeit sparende Maschinen und Rechner zustande kommen. Es bedeutet wohl keinen Zufall, dass Arbeitszeitstudien in Betrieben zum Zwecke der Rationalisierung und Effizienzsteigerung der Betriebsabläufe und des Betriebsergebnisses durchgeführt werden. „Je weniger Zeit die Gesellschaft bedarf, um Weizen, Vieh etc. zu produzieren, desto mehr Zeit gewinnt sie zu andrer Produktion, materieller oder geistiger ... Ökonomie der Zeit, darin löst sich schließlich alle Ökonomie auf.“¹⁰⁸ Um die Freizeit rankt sich dann selbst wieder ein ganzer Industriezweig, worin der Aufwand an Arbeitszeit dem Zeitvertreib eines Massenpublikums dient. Und es ist zudem sehr geldaufwändig, die Zeit zu vertreiben. Die Arbeitskräfte sollen sich mühsam „erholen“.

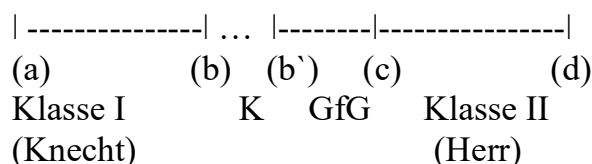
108 K. Marx: Grundrisse, a.a.O., S. 89.

Auch im Falle von Klassentheorien werden die Komponenten des gesellschaftlichen Gesamtprodukts als preisbestimmte theoretisch weiterverarbeitet. Es entsteht damit jenes wahrlich nicht gelöste Problem der Verhältnisbestimmung von Wert- und Preisgrößen, das im 3. (von Engels bearbeiteten) Band des >>Kapital<< vor allem mit der Kategorie der „Produktionspreise“ (Kostpreis + Durchschnittsprofitrates) aufgeworfen wurde. Die neoklassische Wirtschaftslehre erledigt dieses Problem im Handstreich, indem sie den Wertbegriff als überflüssig und metaphysisch erklärt. Die Summe der Preise gilt als gleich der Summe der Werte. Allein die „Gesetze“ von Angebot und Nachfrage regeln daher die Preisbestimmung. Der Person ist etwas so viel wert, wie sie dafür zu zahlen bereit ist. Allerdings ist die Bestimmung der „Präferenz“ als Ausdruck für die Vorlieben und Abneigung nachfragender Individuen mindestens genau so schwierig wie die Bestimmung eines Produktionspreises. Das Mehrprodukt – wird das Produktionspreisproblem mal ausgeklammert – ist ebenfalls gleich der Summe der Güter der Güter und Dienstleistungen, die über das Ergebnis der vorhergehenden Wirtschaftsperiode hinaus hervorgebracht bzw. erbracht wurden. Nach Marx' Lehre hängt davon die „Akkumulation des Kapitals“ entscheidend ab. Erträge aus Investitionen sollen durch Reinvestitionen einen Mehrertrag erbringen. Die „Gebrauchswerte für die Gemeinde“ (z.B. Kosten für die Verkehrsinfrastruktur) und die Reinvestitionen zur Betriebserhaltung werden abgezogen (Abschreibung), um ein Nettoresultat erzielen. Die Reinvestition dient zudem der „Deckung zum Ersatz der verbrauchten Produktionsmittel“ (s.o.). Doch derjenige Anteil, welchen die herrschenden Klassen aufgrund ihrer hochrangigen Stellung im Achsenkreuz von Reichtum, Macht und Ehre wider den Willen und etwaigen Widerstand der abhängig Arbeitenden appropriieren, also in exklusiven Besitz überführen können, stellt im Kontext der Kritik der politischen Ökonomie das gesellschaftliche *Surplusprodukt* dar. Wie gesagt: Die Herren können das Surplusprodukt auch dadurch steigern, dass sie die Mägde und Knechte unter das Existenzminimum drücken. Zimbabwe stellt derzeit eines der vielen Beispiele dafür dar, wie eine direkt an den Schalthebeln sitzende Klasse das Land ausplündert und die große Masse der Bevölkerung ins Elend treibt. In Kuba und Venezuela, von Haiti ganz abgesehen, sieht das nicht so viel anders aus. Diese Möglichkeit hat auch einiges damit zu tun, dass z.B. die Herren Zimbabwes, deren Person an der Spitze „das Krokodil“ genannt wird, ihre Position durch den Rekurs auf die Tradition einer antikolonialistischen Revolution, also auf verbreitete Glaubensinhalte der Beherrschten selbst stützen können. Es ist in vielen Fällen so: Geld und Macht sind eng miteinander verwoben. „... die Macht, die jedes Individuum über die Tätigkeit der andren oder über die gesellschaftlichen Reichtümer ausübt, gründet in ihm als dem Eigner von Tauschwerten, von Geld. Es trägt seine gesellschaftliche Macht, wie seinen Zusammenhang mit der Gesellschaft, in der Tasche mit sich.“¹⁰⁹

109 A.a.O., S. 88.

Surplus und Herrschaft.

In zahlreichen Schriften zur Geschichte früher Zivilisationen finden sich Variationen der an sich sehr einleuchtenden These, der vom gesellschaftlichen Gesamtprodukt, vor allem vom Mehrprodukt abgezweigte Anteil, also das Surplusprodukt, das die herrschenden Klassen zu appropriieren vermögen, bedeute die entscheidende Bedingung dafür, dass sie überhaupt erst einen Herrschaftsapparat z.B. mit Höflingen, eine Priesterschar sowie ein stehendes Heer und Söldner unterhalten konnten. „Ein eingelagerter Nahrungsplus, der durch Besteuerung aufgebaut wurde, kann andere Vollzeitspezialisten neben Königen und Bürokraten unterhalten.“¹¹⁰ Auf ähnliche Weise macht schon Aristoteles im Hinblick auf die Entstehung der Wissenschaften klar: Wissenschaften, die nicht unmittelbar auf „die Lust und die Lebensnotwendigkeiten bezogen sind“, entstanden „erstmal in diesen Gebieten, wo man sich Muße leisten konnte. Daher entstanden auch die mathematischen Wissenschaften in Ägypten. Denn dort gestattete man dem Priesterstand Muße zu pflegen.“¹¹¹ Die Formierung einer Klassenstruktur geschieht unter diesen Voraussetzungen erstmals in *Zivilisationen*, nicht zuletzt in den Stadtstaaten Mesopotamiens. „So wenig angenehm die Vorstellung auch sein mag, zwischen Macht und Profit bestand zu allen Zeiten der Geschichte (der Zivilisationen – J.R.) eine enge Verbindung. Das gilt für große wie für kleine Staaten, ob sie allem Anschein nach intakt oder völlig instabil sind.“¹¹² Allerdings wäre in diesem Falle der ja in erster Linie kapitalismustheoretische Begriff „Profit“ durch den historisch allgemeineren „Surplus“ zu ersetzen. So oder so bedeuten Klassenauseinandersetzungen, ob manifest oder latent, ob heftig oder eher einseitig von oben, ob zwischen den Klassen oder innerhalb der herrschenden Klasse(n), grundsätzlich Kämpfe um das Surplusprodukt. „Klassen entstehen nur, wenn ein Surplusprodukt erzeugt wird, so dass eine Arbeitsteilung zwischen denen, die produzieren und denen, die nicht produzieren, möglich wird, und zwar so, dass die letzteren den ersten in einem Ausbeutungsverhältnis gegenüberstehen.“¹¹³ In Anlehnung an das 8. Kapitel des ersten Bandes des >>Kapital<< lässt sich das einfache Schema der Klassenformierung durch Surplusappropriation folgendermaßen zeichnen:¹¹⁴



110 J. Diamond: *Guns, Germs and Steel. The Fate of Human Societies*. New York 1999, S. 90.

111 Aristoteles: *Metaphysik*. Schriften zur Ersten Philosophie, Stuttgart 1970, S. 19.

112 P. Heather: *Der Untergang des römischen Reiches*, Reinbek b. Hamburg 2011, S. 129.

113 A. Giddens: *Die Klassenstruktur fortgeschrittener Gesellschaften*, Frankfurt/M 1979, S. 106.

114 K. Marx: *Das Kapital* (MEW 23), S. 245 ff.

Erläuterung:

(a) – (b) = Diejenige Arbeitszeit, welche für die Erhaltung der Familie des Arbeiters auf dem jeweiligen historischen Niveau des Systems der Bedürfnisse notwendig ist. In einigen Fällen entspricht dies dem Existenzminimum, in anderen wird es sogar noch unterschritten (Verelendung durch Ausbeutung). Ansonsten ist es historisch variabel, es weist – so Marx – eine „moralische“, kulturell spezifische Komponente auf.

(b)...(b') = K = Der Schnittbereich zwischen notwendiger Arbeitszeit und Mehrarbeitszeit ist umstritten. Über seine Lage entscheidet der Ausgang der Kämpfe um das Surplusprodukt in historischer Situation. (Kampf um die Länge des Arbeitstages z.B.).

(b') – (c) = Die Arbeitszeit, welche zur Herstellung der „Gebrauchswerte für die Gemeinde“ (GfG) benötigt wird. (Z.B. Infrastrukturkosten)

(c) – (d) = Surplusarbeit(zeit): Arbeit für den Herrn. Erzeugung und Appropriation des Surplusprodukts. Realiter gibt es natürlich meist mehr als nur zwei Klassen. Das sog. „dichotomische Zweiklassenschema“ macht nur beim (abstrahierenden) Blick auf die *Kernstruktur* von Klassengesellschaften Sinn.

Der Begriff des „Kampfes“ umfasst in diesem Falle – wie bei Max Weber – Auseinandersetzungen, die vom blutigen Aufstand bis hin zur friedlichen Konkurrenz reichen können.

„Kampf soll eine soziale Beziehung insoweit heißen, als das Handeln an der Absicht der Durchsetzung des eignen Willens gegen Widerstand des oder der Partner orientiert ist. >>Friedliche<< Kampfmittel sollen solche heißen, welche nicht in aktueller physischer Gewaltsamkeit bestehen. Der >>friedliche<< Kampf soll >>Konkurrenz<< heißen, wenn er als formal friedliche Bewerbung um eigne Verfügungsgewalt über Chancen geführt wird, die auch andre Begehren. >>Geregelte Konkurrenz<< soll eine Konkurrenz insoweit heißen, als sie in Zielen und Mitteln sich an einer Ordnung orientiert.“¹¹⁵

Dem letzteren Fall entspricht demnach die Auseinandersetzung zwischen „Arbeitgebern“ und Gewerkschaften, insoweit sich die Kontrahenten am geltenden Streikrecht orientieren.

Im Rückgriff auf kulturanthropologische, paläontologische und archäologische Forschungen sind natürlich Differenzierungen, Veränderungen und Ergänzungen – auch Einschränkungen – im Hinblick auf das einfache Surplusschema vorzunehmen. Graeber und Wengrow haben eine Fülle von Forschungsergebnissen aus Studien zur Frühgeschichte der Menschheit darauf hingehend untersucht, ob bestimmte Vorstellungen von den verschiedenen Gesellschaften in der Frühgeschichte der Menschengattung überhaupt noch haltbar sind oder nicht.¹¹⁶ So

115 M. Weber: Wirtschaft und Gesellschaft, a.a.O., S. 17.

116 D. Graeber and D. Wengrow: The Dawn of Everything. A New History of Humanity, New York 2021.

führen sie z.B. eine Reihe von Belegen dafür ein, dass der „Mythos des stumpfsinnigen Wilden“ schlicht zu verwerfen ist. Dass die „primitiven“ Gesellschaften alles andere als primitiv waren, zeigen Artefakte und Kultstätten. So wird in Göbekli Tepe (Anatolien) ein massiver und umfänglicher Steinkreis ausgegraben, der nicht von ackerbauenden Menschen, sondern von einer Jäger- und Sammlergesellschaft errichtet sein musste. Diese Menschen müssen – ähnlich wie bei Stonehenge – der überlegten Zusammenarbeit fähig gewesen sein, um eine solche (vermutete) Kultstätte zu errichten. Eine verbreitete These über die Lebensweise ganz früher Gesellschaften wie die der Jäger und Sammler lautet, diese seien weitgehend egalitär gewesen.¹¹⁷ Aber es liegt auch da nahe, dass „die Leute in prähistorischen Zeiten sehr spezifische Ideen darüber hatten, was in ihren Gesellschaften von Bedeutung war, dass diese Ideen beträchtlich variierten, und dass die Beschreibung solcher Gesellschaften als uniform „egalitär“ uns fast gar nichts über sie aussagt.“¹¹⁸ Auch im Falle der Urbanisierung sind nach den Thesen der Autoren einige feststehende Annahmen zu verwerfen. So weisen sie darauf hin, dass eine Reihe der frühen Stadtbildungen „robust entlang egalitären Linien organisiert waren, ohne dass ein Bedürfnis nach autoritär Regierenden, ehrgeizigen Kriegerpolitikern oder auch nur herumkommandierenden Verwaltern vorhanden war.“¹¹⁹ Aber das ändert nichts daran, dass die Entstehung von Oberherren, Militär (stehendes Heer), Priesterscharen, Höflingen und Verwaltern – damit die Klassenformierung – insbesondere im Zusammenhang mit ummauerten Städten als Machtzentren einer Erklärung bedarf. In diese Richtung zielt die These vom Kampf um das Surplusprodukt als Prinzip der Klassenbildung in Zivilisationen. Gegen Varianten dieser Annahme haben auch Graeber und Wengrow nach meinem Eindruck nichts einzuwenden. Es liegt ja auf der Hand, dass sich kein umfänglicher Herrschaftsapparat ohne „Abschöpfungen“ von einem gesellschaftlichen Mehrprodukt oder auch nur vom Gesamtprodukt unterhalten lässt, das die Mägde und Knechte hervorbringen.

*Empirische Klassenanalyse – Ein Beispiel.*¹²⁰

Dass den Statistiken, welche Ämter über die Ungleichheitsstruktur einer modernen kapitalistischen Industrie- und Dienstleistungsgesellschaft veröffentlichen keine Klassentheorien zugrunde liegen, dass sie stattdessen eher auf die Kategorien der Schichttheorie, wenn nicht auf die These von der vollständigen Zersprengung „der Gesellschaft“ (die es also doch noch als einen Lebenszusammenhang geben muss) in „plurale Lebenswelten“ zurückgreifen, vermag kaum Verwunderung erregen. Klassentheorien sind politisch verdächtig. Sie werden als ganz links verortet. In der soziologischen Terminologie aus den USA ist *class* daher gewiss nicht

117 J. Diamond: *Guns, Germs and Steel*, a.a.O., a.a.O., S. 90.

118 Graeber/Wengrow: *The Dawn of Everything*, a.a.O., S. 75.

119 A.a.O., S. 4.

120 Ursprünglich in J. Ritsert: *Reichtum, Macht und Ehre*, Münster 2018, S. 92 ff.

zufällig inhaltlich mit „Schicht“ zu übersetzen. Dennoch entstammt überraschenderweise ein bekannter Vorschlag für eine empirische Klassenanalyse, die sich ausdrücklich auf surplustheoretische Thesen und Kategorien stützt, aus den USA. Es handelt sich um Erik Olin Wrights Buch >>Class Counts<<.¹²¹ Als die beste Übersetzung für diesen Titel, welche den beabsichtigten Doppelsinn der englischen Namensgebung berücksichtigt, erscheint mir: >>Mit Klassen muss man rechnen<<. D.h.: Mit den Klassen als reales Phänomen der Ungleichheitsstruktur moderner kapitalistischer Gesellschaft ist weiterhin zu rechnen und klassentheoretisch fundierte Statistiken und Berechnungen sind sinnvoll. Ein „Kapitalismus ohne Klassen“ (U. Beck) bedeutet eine *contradictio in adjecto*. Einem aktuellen Modell der Klassenstruktur des Kapitalismus lässt sich (ließe sich) durchaus eine Reihe von Daten der offiziellen Statistik gegenwärtiger Ämter zu rechnen. Wobei natürlich der Tatsache Rechnung getragen werden muss, dass sich die Art und die Ausprägung sozialer Klassen in kapitalistischen Gesellschaften ebenso verändert haben wie die Art und Weisen der Kämpfe um das Surplusprodukt. Aber macht es überhaupt noch Sinn, sich mit Klassen und Klassenstrukturen zu beschäftigen? Dazu gibt es eine weitere klare Verlautbarung von Th. W. Adorno. Er wendet sich mit aller Entschiedenheit gegen die verbreitete Ansicht: „Na ja, Klassen, das gibt's überhaupt nicht mehr, das ist eine Metaphysik; in Wirklichkeit gibt's nur soziale Schichtung, die am subjektiven Lebensstandard gemessen werden muss.“ Nach seiner Auffassung verliert die Soziologie der Sozialstruktur damit ihre „Orientierung ... an Wesentlichem.“¹²² Noch entschiedener fällt die Aussage von G. Marshall aus: „Die Klassenanalyse befindet sich in einem gesünderen Zustand als jemals zuvor.“¹²³ E.O. Wright hält auf ähnlich entschiedene Weise am Klassenbegriff sowie an der Klassentheorie fest. Mit der Existenz von Klassen ist weiterhin zu rechnen und die Besetzungszahlen der Kategorien, welche die Klassenstruktur auf einem gewissen Abstraktionsniveau der Klassifikation erfassen sollen, lassen sich berechnen. Gegenstand seiner Untersuchung ist die Transformation der Klassenstruktur im Zeitraum zwischen 1960 und 1990 in den USA sowie im Vergleich mit einigen anderen Ländern. Seine Gedanken stützen sich ausdrücklich auf eine Variante der Surplustheorie der Klassenformierung. Zwar ist die Surplustheorie als theoretischer Rahmen von Klassenanalysen im Allgemeinen nicht einfach mit der Marx'schen Kritik der politischen Ökonomie gleichzusetzen; es gibt verschiedene Spielarten davon. E.O. Wright sucht jedoch einen direkten Anschluss an Marx' Kategorie der Ausbeutung. „Ausbeutung“ stellt selbstverständlich einen normativen Begriff dar. Die erhöhte Chance bestimmter Gruppierungen, sich der Arbeitsergebnisse und Dienstleistungen abhängig Arbeitender zu deren Schaden und zum eigenen Vorteil bemächtigen zu können, gilt – an Standards von Gerechtigkeit und Gleichheit gemessen – als ungerecht, wenn sie nicht gar bei Gewaltanwendung oder Gewaltandrohung

121 E. O. Wright: Class Counts. Comparative studies in class analysis, Cambridge 1997.

122 Th. W. Adorno: Einleitung in die Soziologie, Frankfurt/M 1993, S. 44.

123 G. Marshall: Repositioning Class – social inequality in industrial societies, London 1997.

als repressiv zu beurteilen ist. Doch für Wright impliziert der Begriff der „Ausbeutung“ zunächst einmal einen deskriptiven Kern. Er bestimmt ihn als *antagonistic interdependence*. D.h.: Beobachter können im Hinblick auf die Interessenlage einer Person P oder einer Gruppe G zweifellos ohne eigene Bewertung der Gegebenheiten feststellen, dass und in welchem Ausmaß das Glück (am besten wie bei Kant als Inbegriff erfüllter legitimer Neigungen verstanden) von P oder G von dem Vorgehen anderer abhängt und welche Asymmetrien dabei auftreten. Interessengegensätze lassen sich als ungleiche Chancen der Akteure feststellen, bei bestehenden Konflikten ihre eigenen Interessen durchsetzen zu können. So gesehen geht es für Wright um einen „besonderen Typus antagonistischer Interdependenz der materiellen Interessen von Akteuren innerhalb ökonomischer Beziehungen ...“¹²⁴ Gegensatz und Antagonismus sind nicht nur im Hinblick auf Klassenantagonismen normative Begriffe. Ihnen werden normalerweise nur *destruktive* Effekte oder wie beim logischen Begriff des „Gegensatzes“ *negative* Bedeutungen zugeschrieben. Es scheint mir jedoch – analog dem normativen Doppelcharakter der fundamentalen ungleichheitstheoretischen Begriffe (s.o.) – geboten, den normativen Doppelcharakter der Kategorien „(gesellschaftlicher) Gegensatz“ bzw. „sozialer Antagonismus“ ebenfalls zu bedenken. Denn es gibt produktive und es gibt destruktive Gegensätze zwischen Meinungen und Handlungen der Menschen. Die Diskussion gegensätzlicher Meinungen kann alle Beteiligten voranbringen. Antagonismen bedeuten demgegenüber besonders scharfe Konflikte, die meist die Beziehungen zwischen gesellschaftlichen Kollektiven wie die Klassen betreffen. Doch selbst eine „harte Auseinandersetzung“ etwa zwischen Parteien im Parlament kann förderlich sein. Bei „Ausbeutung“ liegt der negative Gehalt der Kategorie natürlich offen auf der Hand.

Nach Wright sind klassenförmige Ausbeutungsrelationen immer dann festzustellen, wenn mindestens drei Bedingungen erfüllt sind:

(a): „Das materielle Wohlergehen einer Gruppe hängt kausal von der materiellen Deprivation einer anderen ab.“¹²⁵ Die Versorgung der Gruppe G1 mit den von ihnen begehrten Gütern hängt zu einem beachtlichen Teil von der Benachteiligung (mindestens) einer anderen Gruppe G2 ab. M.a.W.: Die Gruppe G1 kann sich aufgrund ihrer hohen Stellung im Achsenkreuz von Reichtum, Macht und Ehre in der jeweiligen Gesellschaft wirtschaftliche Vorteile zu Lasten und zum Schaden (*laesio*) mindestens einer anderen Gruppe G2 verschaffen. Es handelt sich um ein Appropriationsverhältnis, mithin um die Gewinnung und Absicherung unverdienter materieller Privilegien. Offensichtlich muss sich die kritische Betrachtung dieses Typus sozialer Beziehungen auf Maßstäbe der Gerechtigkeit, insbesondere auf den Maßstab geometrischer Gleichheit (s.o.) stützen. Wrights erstes Kriterium muss keineswegs auf den Bereich der Ökonomie und ökonomischer Interessen beschränkt werden. Zu Ausbeutungsbeziehungen im Allgemeinen gehört, dass das vermehrte Glück einer Gruppe (in welchem Ausmaß auch

124 E. O. Wright: *Class Counts*, a.a.O., S. 10.

125 Ebd.

immer) von der Minderung des Glücks, der Deprivation (mindestens) einer anderen abhängig ist. Dabei kann es sich um ein Nullsummenspiel handeln oder auch nicht. „Die Kausalbeziehung unter (a) beinhaltet den asymmetrischen Ausschluss der Ausgebeuteten vom Zugang zu bestimmten produktiven Ressourcen.“¹²⁶ Dies deckt sich überdies in einem gewissen Grad mit dem Begriff der „Schließung“ bei Max Weber.

(b) Ein solcher Ausschluss wird nach Wright durch Macht (*force*) auf der Basis von Eigentumsrechten vorgenommen. In einigen Fällen ist dem nicht einfach so. Etwa im Falle ungleich verteilter Talente. Geringeres Talent kann den Zugang zu X zumindest erschweren. Dies wiederum gilt im Sinne geometrischer Gleichheit als keineswegs ungerecht. Wright scheint an dieser Stelle „Eigentum“ mit einem rechtlich-institutionell und durch Herrschaftslegenden stabilisierten Besitzvorteil gleichzusetzen. Diese Begriffsfestlegung ist zu eng (s.o.).

(c) „Der kausale Mechanismus, der die Exklusion (= b) in differentielle Lebenschancen (*welfare*) übersetzt, beinhaltet die Appropriation der Früchte der Arbeit der Ausgebeuteten durch diejenigen, welche die relevanten produktiven Ressourcen kontrollieren.“¹²⁷ Dies entspricht natürlich dem klassischen Ausbeutungsbegriff bei Marx.

Nach Wright erfasst die Bedingung (a) den Antagonismus materieller Interessen. Die Bedingung (b) legt fest, dass dieser Antagonismus in der je besonderen Stellung der Menschen in der sozialen Organisation der Produktion verwurzelt ist. Die Bedingung (c) schließlich soll den spezifischen Mechanismus erfassen, wodurch die wechselseitig voneinander abhängigen und dennoch antagonistischen Interessen erzeugt werden.

Es gibt eine wechselseitige Abhängigkeit von Ausbeuter und Ausgebeuteten, die an das Verhältnis asymmetrischer Anerkennung in Hegels Parabel über „Herr und Knecht“ erinnert, deren Terminologie ich mir durchgängig bedient habe. „Die Abhängigkeit des Ausbeuters von dem Ausgebeuteten verleiht dem Ausgebeuteten eine bestimmte Form der Macht, alldieweil menschliche Wesen durchweg zumindest eine minimale Kontrolle über ihre eigene Verausgabung von Anstrengungen behalten.“¹²⁸ Es muss ein Minimum an Kooperation zwischen Herr und Knecht aufrechterhalten werden. „Selbst wenn die Unterdrückten zugleich ausgebeutet werden, selbst wenn der Ausbeuter keine moralischen Gewissensbisse verspürt, stellt Ausbeutung eine Kraft dar, die den Praktiken des Ausbeuters Schranken auferlegt.“¹²⁹ Wie die von Spartakus (gest. 71 v.u.Z.) geführten Kämpfe von Sklaven in der späten römischen Republik oder die Revolten von Bauern im Mittelalter zeigen, kann die Gegenmacht des Knechtes in Grenzfällen die Wucht eines den Herrenstatus gefährdenden Aufstandes erreichen. Natürlich ist nicht jeder Transfer von Arbeitsleistungen oder Abgaben als „Ausbeutung“ zu deuten! Nicht

126 Ebd.

127 Ebd.

128 A.a.O., S. 12.

129 Ebd.

jede Erscheinungsform des gesellschaftlichen Mehrprodukts stellt einen Surplus dar! Aneignung ist nicht gleich Appropriation! Schließlich bedeutet nicht ein jeder Gegensatz zwischen Interessen einen destruktiven Antagonismus!

Wright beschäftigt sich mit Strategien und Mechanismen der Appropriation des Surplusprodukts in dessen kapitalistisch formbestimmten Variante als *Profit*. Gleichzeitig setzt er sich mit Problemen auseinander, welche die Surplustheorie der Klassenformierung grundsätzlich als „normalwissenschaftliche Rätsel“ (Th. S. Kuhn) aufwirft. Bei der Unterscheidung zwischen „notwendiger Arbeit“ und „Surplusarbeit“ stellt sich das Problem, wie die „notwendige Arbeit“ (auf dem jeweiligen kulturellen Niveau) genauer zu bestimmen sei. Wie bestimmen sich die Kosten der Produktion und Reproduktion der Arbeitskraft? Es gibt ja deutliche Unterschiede in der Entlohnung der abhängig Arbeitenden. Sind diese Differenzen tatsächlich allein auf der Grundlage von Talent und erhöhter Aufwendungen für Bildung und Ausbildung zu erklären? Gehört der Maserati tatsächlich zum Lebensnotwendigen eines hochtalentierten Jungmillionärs in kulturindustriellen Großbetrieben des Profifußballs? Das alles sind Fragen, die sich im Kern auf den Schnittbereich K des elementaren Surplusschemas (s.o.) beziehen. Was kann als (kulturell variierendes) Mindestmaß des Lebensstandards gelten, wenn es die folgende Schwierigkeit seiner genaueren Bestimmung gibt? „Dieses (Mindestmaß – J.R.) kann etwa quer durch die verschiedenen Kategorien der Arbeitskraft variieren, da einige Erscheinungsformen der Arbeitskraft einen höheren Grad der Konsumtion erfordern, damit sie effektiv produziert und reproduziert wird ...“¹³⁰ Eine *messtheoretisch eindeutig operationalisierbare* Trennungslinie zwischen den Kosten der Reproduktion der Arbeitskraft und der Surplusarbeit ist ebenso schwer zu erreichen wie eine glasklare Abgrenzung derjenigen Dienste und Produkte, welche zum Mehrprodukt gehören von denjenigen, welche sich dem Surplusprodukt zurechnen lassen. Empirische Forschung und offizielle Statistiken behelfen sich in vergleichbaren Fällen mit mehr oder minder komplexen Indikatoren. So werden bekanntlich die Lebenschancen einer vom Lohneinkommen abhängigen Familie durch den sog. „Warenkorb eines 4-Personen-Arbeitnehmer-Haushaltes“ bestimmt, dessen Zusammensetzung alle 5 Jahre neu festgelegt wird. Er bildet zugleich die Grundlage der Berechnung von Preisindices. Im Warenkorb befinden sich z.B. die Aufwendungen für Nahrung, Wohnung, Bekleidung, Gesundheit, Verkehr u.a.m., wobei der Tabak nicht fehlen darf. Damit ergibt sich ein Messwert für die Reproduktionskosten der Arbeitskraft. Demgegenüber macht Wright einen anderen Vorschlag. Dieser basiert auf kontrafaktischen Modellannahmen. Einmal – allen Tatsachen entgegen – angenommen, es gäbe eine Gesellschaft, worin alle Menschen, die ihre Arbeitskraft verkaufen müssen, über genau die gleiche materielle und genetische Grundausstattung verfügten. Sie wiesen demnach nicht nur die gleichen Fähigkeiten auf, zu lernen sowie Kompetenzen und Fertigkeiten zu erwerben, sondern hätten auch die gleichen ökonomischen Ressourcen in einer

für sie gleichen Situation zur Verfügung. Beim Vergleich der Arbeitenden wären also keine Vor- oder Nachteile für irgendjemanden zu erkennen. Angenommen wird zudem, sie verfügten über die gleiche Chance, Kredite zu erhalten, um sich weiterzubilden. Schließlich existieren bei diesen Modellannahmen keine kulturellen und institutionellen Schranken, welche den Arbeitenden den Zugang zu Fortbildungsinstitutionen versperren. Wie weit derartige Abstraktionen und Idealisierungen von der gesellschaftlichen Wirklichkeit entfernt sind, das braucht nicht besonders betont zu werden. Doch Wright folgt der Tradition des egalitären Naturrechtsdenkens, Erklärungen von gesellschaftlichen Zuständen und Entwicklungen im Ausgang von der Konstruktion eines Ausgangszustandes vorzunehmen, worin vollkommene Gleichheit der Personen in wesentlichen Dimensionen herrscht. Unter den Rahmenbedingungen des Modells wäre die Entscheidung der Einzelnen, welchen Bildungsgrad sie erreichen wollen, allein von der Höhe des Aufwandes abhängig, den sie – bei gegebenen Kreditkosten und der aufgrund der Ausbildung zu erwartendem Einkommen – für ihren Bildungsgang aufzuwenden bereit sind. „Als ein Ergebnis würde die Variation der Arbeitsmarkteinkommen über die verschiedenen Berufe schlicht und einfach die verschiedenen Kosten (die Anstrengungsbereitschaft eingeschlossen) widerspiegeln, die für den Erwerb der Fertigkeiten und die Berufsausübung anfallen. Unter diesen Umständen gäbe es keine moralischen Bedenken hinsichtlich der Einkommensunterschiede beim Vergleich der Berufe. Sollte es vorkommen, dass das Lohnniveau eines Beschäftigungszweiges oberhalb dieser Kosten läge, weil es eine Unterversorgung hinsichtlich der Arbeitskraft gibt, dann würden mehr Leute die entsprechende Ausbildung anstreben und die Löhne würden dementsprechend fallen. In dieser Welt des perfekten Wettbewerbs können wir dann >basale Subsistenz< als Lohnrate im Wettbewerbsgleichgewicht definieren.“¹³¹ Es handelt sich offensichtlich um eine Kombination der Norm der geometrischen Gleichheit mit der neoklassischen Idee der durch freien Wettbewerb erzielten Gleichgewichtspreise. Außerdem ähnelt der Ansatz ein wenig der Schichttheorie von Davis und Moore.¹³² Nun aber im Einklang mit der Kritik der politischen Ökonomie führt Wright die Klassenstruktur auf die Verschränkung von Eigentumsbeziehungen und Ausbeutungsstrategien zurück. So gesehen bilden Sklaventreiber und Sklaven Klassen, weil die Ausbeutung (die Appropriation der Früchte der Arbeit des Sklaven durch den Sklaventreiber) durch ein besonderes Eigentumsverhältnis (das Eigentumsrecht an Menschen) erzeugt wird. „Wohnungseigner und Obdachlose bilden keine Klassen, obwohl sie sich durch die Eigentumsrechte an Wohnungen unterscheiden; denn dieser Unterschied liefert keine Grundlage für die Ausbeutung der Obdachlosen durch die Wohnungseigentümer. In der kapitalistischen Gesellschaft gründet die zentrale Form der Ausbeutung in Eigentumsrechten an den

131 A.a.O., S. 16.

132 K. Davis/W. E. Moore: Einige Prinzipien der sozialen Schichtung. In: Neuere Beiträge zur Soziologischen Theorie (hrsg. v. H. Hartmann) Stuttgart 1967, S. 347 ff.

Produktionsmitteln.“¹³³ Die sog. „Scheinselbständigen“ gehören zu den am meisten Ausgebeuteten. Eigentum bedeutet in diesem Falle ideologisch und juridisch legitimierte Besitz.

Nicht nur, weil er eine international vergleichende Studie der Klassenstruktur verschiedener Länder vor Augen hat, bekommt auch Wright es mit dem Problem der begrifflichen Klassifikation im Hinblick auf reale Klassen zu tun. Er wählt dazu das übliche Verfahren der schematischen Einteilung von gesellschaftlichen Großgruppen auf einem hohen Niveau der Abstraktion. So werden sie in einem seiner ganz elementaren Schemata zur Erfassung der Klassenstruktur einer Gesellschaft auf der Achse ihres Verhältnisses zu den Produktionsmitteln abgetragen. Es resultiert eine Vierfeldertafel. In der Kopfspalte befindet sich die Unterscheidung zwischen Eigentümern und abhängig Beschäftigten. In der Vorspalte werden diejenigen angeführt, welche die Arbeitskräfte einstellen und von denjenigen abgehoben, welche keine Arbeitskräfte einstellen.

	<i>Eigentümer</i>	<i>Abhängig Beschäftigte</i>
<i>Stellt Arbeitskräfte ein:</i>	Kapitalisten	Managerexperten; niedrig qualifizierte Manager.
<i>Stellt keine Arbeitskräfte ein:</i>	Kleinbürger	Experten; Arbeiter.

Diesem höchst allgemeinen Schema der Klassenstruktur der kapitalistischen Gesellschaft lassen sich gewiss, wenn auch nur ganz grob bestimmte Mengen von Menschen zurechnen, welche die in den vier Kategorien der Tafel zusammengefassten Merkmale aufweisen. Im Grunde bezieht es sich jedoch auf die Kernstruktur der kapitalistischen Gesellschaft: Eigentümer versus abhängig Beschäftigte, Arbeitgeber versus Arbeitnehmer. So gesehen handelt es sich um ein höchst unvollständiges Bild. Als entschieden tragfähiger erscheint mir weiterhin der Ausgang von den Kreislauffiguren aus dem zweiten Band des >>Kapital<< von Marx (s.o. Kap 3; S. 21 ff.).

Wiederum in der Terminologie Hegels ausgedrückt: Das auch für Wrights Bild von der Klassenstruktur wesentliche Verhältnis zwischen Betriebsherren und abhängig Beschäftigten „erscheint in“ den einzelnen Phänomenen, die jedoch selbständige Bedeutung und Einflussmöglichkeiten aufweisen. In den einzelnen Betrieben verausgabt eine Menge von Menschen Arbeitskraft in der Zeit. Ihre Bezahlung kann verschiedenen Rechtsregeln unterliegen: Lohnarbeiter, Gehalt beziehende Angestellte, besoldete Beamte. Die vergleichbaren Positionen dieser Beschäftigten im Gesamtkreislauf des Kapitals begründen ihre objektive Klassenlage. Bei ihrer Zuordnung zu einer Klasse sind natürlich noch weitere Merkmale zu berücksichtigen: (a) Gemeinsamkeiten ihrer faktischen Interessenlage. Beobachter können den Akteuren ein objektives Interesse zuschreiben. D.h.: Es kann

133 A.a.O., S. 17.

die begründete Behauptung geben, dass sich bei den Akteuren mit großer Wahrscheinlichkeit eine Verbesserung (oder wenigstens der Erhalt) ihrer Lage und ihres Glücks der ergäbe, wenn sie die Strategie S verfolgten und/oder der Prozess P sich durchsetzte. (b) Den Akteuren selbst kann das u.U. nicht klar sein, so dass sie „ihren Interessen entgegen“ zu handeln vermögen. Das subjektive Interesse sieht u.U. ganz anders aus, als die Beobachter die Interessenlage der interessierenden Gruppierung auffassen. Der Interessengegensatz zwischen Lohnarbeitern und Kapitalisten ist den Beteiligten jedoch meistens sehr klar. Die einen wollen die Lohnkosten niedrig halten, die anderen wollen ein höheres Lohnniveau. Sie sitzen in einem Boot (im Kapitalkreislauf als Basis ihrer Existenz), rudern jedoch in entgegengesetzte Richtungen. (c) Das Handeln der Akteure wird natürlich immer auch von Normen des Rechts und der Moral, von Regeln des Umgangs mit Personen und Sachen, Wünschen und Hoffnungen, Deutungen ihrer Situation und ihres Schicksals – kurz: vom Unbewusstsein, vom individuell Gelernten und Erfahrenen (Simmel: „Subjektive Kultur“) zusammen mit Inhalten der „objektiven Kultur“ (Simmel), des „kulturellen Überbaus“ (Marx) angeleitet, die ihnen zugänglich wurden. Es ist eine empirische Frage, in welchen dieser kulturellen Sinngehalte Personen in gleicher Klassenlage in welchem Ausmaß übereinstimmen. *Dass* es da Übereinstimmungen gibt, ist wohl evident. Bauarbeiter dürften eine andere charakteristische Perspektive auf ihre Lebensführung und die beeinflussenden Umstände haben als Anwälte in ihrer Kanzlei.

Nicht alle Diskrepanzen als Ausdruck sozialer Ungleichheit auf gesamtgesellschaftlichem Niveau sind unmittelbar mit sozialen Klassen identisch, wie immer sie damit zusammenhängen mögen. Das sich über Jahrtausende hinweg ziehende Patriarchat weist Eigensinn als besondere soziale Diskrepanz auf! Wie aber hängen die Standardbegriffe für soziale Diskrepanzen aus dem soziologischen Lexikon zusammen? Ich meine damit vor allem Begriffe wie „Stand“, „Klasse“, „Kaste“, „Schicht“, „Elite“ und „Milieu“.

KAPITEL 7.

SOZIALE DISKREPANZEN IM KONTEXT.

Was verbindet die angeführten Kategorien der Ungleichheitstheorien und der Ungleichheitsforschung trotz all ihrer Unterschiede und Gegensätze miteinander? *Ihr Zusammenhang wird in zahlreichen Fällen durch das Achsenkreuz von Reichtum, Macht und Ehre gestiftet.* Die verschiedenen Ansätze bewegen sich – mit einigen Ausnahmen – manifest oder latent in diesem Achsenkreuz. Ausnahmen bestehen oftmals darin, dass eine der Dimensionen nur am Rande, wenn überhaupt berücksichtigt wird. Kants Trias kann sowohl in den Orientierungen der Akteure gegenüber der Gesellschaft, als auch als allgemeinstes Bezugssystem von Ungleichheitstheorien vorgefunden werden. Die auf den drei Dimensionen abgetragenen sozialen Diskrepanzen werden von einigen Autorinnen und Autoren im Hinblick auf das Abendland in eine Art historische Reihenfolge der Entwicklung gebracht. Da wird zunächst nach der antiken Sklavengesellschaft das Ständesystem des Mittelalters mit der Dominanz der *Ehre* (Standesehre) angeführt. Die Klassenstruktur des in Großbritannien losgetretenen Industriekapitalismus löst es am Ende des 18. und verstärkt im 19. Jh. auf teilweise revolutionären Wegen ab (Industrielle Revolution; frz. Revolution). Im Profit verkörperter *Reichtum* rückt an die zentrale Stelle. Aber das Streben nach Reichtum, Macht und Ehre gab es immer schon – wenn auch in der Tat in verschiedenen Spielarten. Habgier, Herrschsucht und Ehrsucht findet sich gewiss besonders klar ausgeprägt in den „hoch entwickelten Wettbewerbsgesellschaften“ der Gegenwart. Diese werden sogar in den Gazetten oftmals und immer noch als „Kapitalismus“ bezeichnet. Dabei sind auf der einen Seite sozialwissenschaftliche Stimmen zu vernehmen, welche die These vertreten: „Der Kapitalismus gilt als Erfindung Europas. Doch seine Geschichte beginnt genauso mit arabischen, afrikanischen, indischen, chinesischen Kaufleuten, Bauern und Geldverleihern.“¹³⁴ (Natürlich hängen derartige Thesen vom Kapitalismusbegriff ab, worauf dabei zurückgegriffen wird). Andere glauben eine Neuformierung der allerdings weiterhin von sozialer Ungleichheit durchzogenen Industrie- und Dienstleistungsnationen feststellen zu können. Die „Risikogesellschaft“ von U. Beck ist von dieser Art. Es mehren sich im Hinblick auf den Aufstieg der Konsumgesellschaften im 20. und 21. Jahrhundert zudem Stimmen, welche den „Tod der Klassen“ verkünden. U. Beck hält „Klasse“ für einen „Zombiebegriff“, d.h.: für einen kategorialen Untoten, der immer noch durch die Schriften unbelehrbarer Gesinnungsethiker tappt. Als ein bedeutsamer Indikator für diese Tendenz gilt etwa das Abtreten bzw. Schrumpfen der *working class*. An deren Stelle treten in der postindustriellen Gesellschaft zunehmend die *non-manual (white collar) workers* und nicht zuletzt die „Dienstleister“ (*service class*). Ein anderer Strang der Diskussion (in der westdeutschen Soziologie nach dem zweiten

134 Vgl. dazu den Artikel von Sven Beckert in der Zeitschrift >>Die Zeit<< Nr. 33, August 2023, S. 15.

Weltkrieg) will den Klassenbegriff durch den der Schicht ersetzen. Das Vorbild dafür liefert Theodor Geiger (1891-1952). Er sieht die Klassengesellschaft im „Schmelztiegel.“¹³⁵ Im Einklang mit dieser These gilt die Klassentheorie von Marx als endgültig falsifiziert. Als Gründe für diese Behauptung werden oftmals die folgenden angeführt:

- (a) Die Prognose, die bürgerliche Gesellschaft spalte sich immer mehr in zwei große Lager, Lohnarbeiter und Kapitalisten, hat sich nicht bewahrheitet.
- (b) An die Stelle des alten Mittelstandes des Kleingewerbes, der Kleinbauern und zünftigen Handwerker sei der neue Mittelstand der Angestellten, Beamten und der Dienstleister der verschiedenen *couleurs* getreten.
- (c) Die Nach-Klassengesellschaft kennzeichnet das Schrumpfen des „tertiären Sektors“ (Landwirtschaft) sowie nicht zuletzt im Zuge des Bedeutungsverlustes des klassischen Bergbaus und der Schwerindustrie (Ruhrgebiet) der Rückgang der klassischen Arbeiterpopulation aus.
- (d) Der Anteil staatlicher Leistungen am Sozialprodukt ist hoch – trotz aller neo-liberalen Deregulierungspolitik, die z.B. als Reaganismus oder Thatcherismus soziale Ungleichheit teilweise drastisch verschärft hat.
- (e) Als ein Schlüsselargument der Schmelztiegeltheorie wider die Kritik der politischen Ökonomie gilt die Tatsache, dass sich die materielle Lage der abhängig Arbeitenden in den Wohlstands- bzw. in den „Überfluggesellschaften“ signifikant verbessert hat. Von „Verelendung“ wie zu Beginn der kapitalistischen Entwicklung kann nicht länger die Rede sein. In diesem Falle muss über Tatsachen wie die hinweggesehen werden, dass das Elend in Ländern mit *failed states* massiv ist und in den „reichen Staaten“ der Anteil der unterhalb der Armutsgrenze lebenden Menschen oftmals steigt.
- (f) Ein weiteres folgenreiches Schmelztiegelargument lautet: Es kommt zu einer Angleichung der Lebensstile der breiten Bevölkerungsmasse. „Arbeitermilieus“ und „Arbeiterviertel“ in Städten gibt es kaum noch. Von einer Homogenität des kleinbürgerlichen Milieus kann dennoch nicht die Rede sein. Dennoch breiten sich zugleich kleinbürgerlich-dumpfe Vorurteile z.B. gegenüber Migranten aus.
- (g) „Milieu“ statt „Klasse“ ist ein Begriff, der nicht nur auf den „mittelständischen“ Bürger, sondern auch auf die Szenen der Reichen und Supereichen angewandt wird. Der Lebensstil der „feinen Leute“ gründet im „demonstrative Konsum“ (Veblen). Gerade bei den Mittelschichten der Gegenwart lassen viele Menschen die Muskeln des sozialen Prestiges, etwa durch die Benutzung eines geländegängigen Omnibusses (SUV), sowie die „feinen Leute“ (Bourdieu) spielen.

Aber gibt es tatsächlich auch die These, dass das kernstrukturelle Verhältnis von Lohnarbeit und Kapitalherren seine zentrale Stellung verloren hat? Es hatte seine Geburtsstunde im englischen Fabrikssystem, dauert jedoch heutzutage nicht nur im offiziellen und alltagsweltlichen Sprachgebrauch als Verhältnis von „Arbeitgebern“ und „Arbeitnehmern“, sondern auch in den Betrieben mit Variationen fort. Ich vermag deswegen nicht zu erkennen, wieso eine durch Marx inspirierte, aber nicht gesinnungsethisch-dogmatisch erstarrte Surplusstheorie der Klassenformierung zum Begreifen dieser Phänomene und anderer Sachverhalte als absolut untauglich verabschiedet werden sollte. Zu Zeiten des kalten Krieges standen dahinter oftmals politische Motive. Deswegen wird die Klassentheorie bis auf den

135 Th. Geiger: Die Klassengesellschaft im Schmelztiegel, Köln/Hagen 1949.

heutigen Tag den Ruch einer Sympathie für den Kasernenkommunismus nicht ganz los. Womit ist es aus? Mit den Klassen, wenn nicht gar mit dem Verhältnis von Lohnarbeit und Kapital?

Immer wieder werden verschiedene empirische Belege und überlieferte Texte herangezogen, die ausweisen sollen, dass die „Erosion der Klassen“ abgeschlossen und es daher auch mit der Klassentheorie endgültig aus ist. Dafür spräche allein schon die allenthalben erkennbare „Verbürgerlichung des Proletariats“ so weit es überhaupt noch vorhanden sein sollte. Als Konsequenz ergäbe sich nun einmal „die schwindende Bedeutung des Klassenbegriffs in den modernen Gesellschaften.“¹³⁶ Der Streit wird anhalten. Die Klassenerosionstheoretikerinnen und -theoretiker wollen dabei keineswegs den Eindruck erwecken, auch die Behauptung der Existenz sozialer Diskrepanzen, wenn nicht gar sozialer Ungleichheit überhaupt sei gleich mit eingeschmolzen worden! Die Annahme lautet vielmehr, ein ganz anderer Typus sozialer Diskrepanz setze sich durch und müsse – statt der Klassen – theoretisch und praktisch berücksichtigt werden. In zahlreichen Fällen sind weiterhin die sozialen Schichten gemeint. Die Kontroverse Klasse versus Schicht lässt sich auch an der Verschiedenheit der Schlüsselmetaphern der jeweiligen Ungleichheitstheorie festmachen. Das zeigt sich an der Wahl der Bilder. Während beim surplustheoretischen Klassenbegriff der Kreislauf die Metaphorik bestimmt, sind es bei Schichtmodellen geologische Ablagerungen, Gesteinsschichten (*strata*). Die einzelnen Strata umfassen dabei eine bestimmte Menge von sozialen Positionen. Da Schichten eine Hierarchie bilden, gibt es – je nach den Klassifikationsprinzipien und den Erkenntnisinteressen, welche die Perspektiven des jeweiligen Ansatzes auf die Details steuern – eine mehr oder minder komplexe Abstufung von oben nach unten. Wegen ihrer Stellung in einer Rangordnung werden die Positionen auch Status genannt. Eines der einfachsten Klassifikationsprinzipien in der Schichtforschung führt zu 6 Stufen des sozialen Status:

Obere Oberschicht.
Untere Oberschicht.
Obere Mittelschicht.
Untere Mittelschicht.
Obere Unterschicht.
Untere Unterschicht.

Das Spektrum umfasst also eine Spannbreite von Aktienmilliardären bis herunter zu dem, was Marx als das „Lumpenproletariat“ bezeichnet hat. Natürlich entscheiden bestimmte, als wesentlich angesehene Merkmale darüber, wer und wo die einzelne Person (bzw. Familie) ihren Platz in diesen Schachteln findet. „Jede Schicht besteht aus vielen Personen (Familien), die irgendein erkennbares Merkmal gemeinsam haben und als Träger dieses Merkmals einen gewissen Status in

136 T. Parsons: Entwicklung und Differenzierung. Die schwindende Bedeutung des Klassenbegriffs in den modernen Gesellschaften, in >>Neu Züricher Zeitung<< v. 16.6.79 (Nr. 137), S. 69.

der Gesellschaft und im Verhältnis zu anderen Schichten einnehmen. Der Begriff des Status umfasst Lebensstandard, Chancen und Risiken, Glücksmöglichkeiten, aber auch Privilegien und Diskriminationen, Rang und öffentliches Ansehen.“¹³⁷ „Lebensstandard“ und „Glücksmöglichkeiten“ verweisen auf materielle Existenzbedingungen, womit Privilegien oder „Unterprivilegierungen“ (starke Nachteile) verbunden sind. Der so verstandenen Dimension des Reichtums entspricht in den meisten Schichtmodellen das *Einkommen*, welches in der Tat „Chancen und Risiken“ der Lebensführung eröffnet oder verschließt. Doch die dominante Achse dieser Modelle besteht in den meisten Fällen im gesellschaftlichen Ansehen (*Prestige*). Diese moderne Erscheinungsform der alten Ehre (*dignitas*) wird meistens in der Form von Berufsprestigeskalen berücksichtigt. Von daher wird deutlich, dass der Begriff des „Status“ oftmals als „berufliche Stellung in einer Hierarchie des gesellschaftlichen Ansehens“ zu lesen ist. Auffällig ist, dass Geigers Definition die Achse *Macht* weitgehend außen vor lässt. Doch in einem anderen Zusammenhang wird sie der Menge jener Personen zugeschrieben, welche die größten Chancen haben, „andermenschliches Verhalten steuern zu können.“¹³⁸ Das Verhalten von Menschen wider deren Willen „steuern“ zu können, verweist auf den Kern von Webers Machtbegriff.

Es gibt einen nachgerade klassischen Aufsatz von K. Davis und W.E. Moore, in dem die These vertreten wird, Schichten erfüllten ein funktionales Erfordernis für den Fortbestand und die Entwicklung aller Gesellschaften und kämen daher notwendigerweise zustande!¹³⁹ Die Autoren folgen damit ein Stück weit der funktionalistischen Denkweise von Talcott Parsons (1902-1979), der z.B. die These vertreten hat: „Jedes soziale System besitzt ein bestimmtes, auf moralischer Wertung beruhendes Rangordnungssystem.“¹⁴⁰ Aber wieso soll es „funktional notwendig“ sein? Es könnte an Probleme gedacht zu werden, die sich in jeder Gesellschaft stellen und die bearbeitet werden *müssen*, ohne dass sie vollständig zum Verschwinden gebracht werden können. Ein solches Schlüsselproblem sehen die beiden Autoren darin, dass eine jede Gesellschaft in der Menschheitsgeschichte die Individuen irgendwie auf den Wegen der Sozialisation und Disziplinierung auf die für ihre Lebensbedingungen notwendigen Zwecktätigkeiten im Gesamtsystem einstellen muss. Überdies ist in ihnen die Motivation zu wecken, ihre Rolle auf gesellschaftlichen Positionen gemäß den daran geknüpften Erwartungen zu spielen. Wettbewerbsmechanismen in höher entwickelten Gesellschaften, so heißt es, unterstützen eher diejenigen Motivationen, welche auf die Erreichung einer Position ausgerichtet sind, während ein wettbewerbsarmes soziales System eher die zur Erfüllung der Pflichten auf der jeweiligen Position notwendigen Motivationen

137 Th. Geiger: Theorien der sozialen Schichtung, in ders.: Arbeiten zur Soziologie, Neuwied/Berlin 1962, S. 186.

138 Vgl. R. Geißler: Die Sozialstruktur Deutschlands. Ein Studienbuch zur Entwicklung im geteilten und vereinten Deutschland, 1992, S. 341.

139 K. Davis/W. E. Moore: Einige Prinzipien der sozialen Schichtung, a.a.O., S. 347.

140 T. Parsons: Ansatz zu einer Theorie der sozialen Schichtung, in ders. Soziologische Theorie (hrsg. v. D. Rüchemeyer), Neuwied 1964, S. 182.

anstößt. Das bedeutet jedoch nur verschiedene Gewichtungen; im Grunde ist ein jedes Sozialsystem auf beide Motivationen angewiesen.¹⁴¹ Ähnlich den Konstruktionen eines egalitären Naturzustandes in bestimmten Texten des Naturrechtsdenkens gehen die Autoren von der kontrafaktischen Annahme eines Zustandes aus, worin sämtliche mit den Positionen verbundenen Pflichten für alle Beteiligten gleichermaßen angenehm sind. Eine zweite Ausgangsannahme lautet, die verschiedenartigen auf den Positionen zu verrichtenden Zwecktätigkeiten („Funktionen“) seien für den Fortbestand der Gesellschaft *gleichermaßen* bedeutsam. Schließlich gelten sämtliche Personen als mit den gleichen Talenten und Fertigkeiten ausgestattet. Unter diesen Voraussetzungen ist es irrelevant, welche Person eine Position einnimmt. Die Realität entspricht diesem Bild natürlich in keiner Weise. Aber aus den Prämissen folgt für die beiden Autoren: „So erweist es sich als unumgänglich, dass eine Gesellschaft erstens eine Art Belohnung haben muss, die sie als Anreiz verwenden kann, zweitens einen Modus braucht, um die Belohnungen unterschiedlich nach Positionen zu verteilen. Belohnungen und ihre Verteilung werden Bestandteil der sozialen Ordnung und verursachen so eine Schichtung.“¹⁴² Zur Funktionalität des Stratifikationsprinzips gehört der Modus, dass sie bestimmte Positionen mit größeren Gratifikationen ausstatten muss als andere. Eine weitere Prämisse lautet also, dass die objektiven Anforderungen auf den jeweiligen Stellen nicht gleich groß sind. Damit entsteht zwangsläufig eine faktische Statushierarchie. Menschen müssen dazu motiviert werden, eine Rolle auf Positionen zu übernehmen, an die höhere Leistungsanforderungen gestellt werden und damit auch längere Lern- und Ausbildungswege mit all ihren Kosten zu gehen. Eine „Belohnung“ für diese Art der Lebensplanung ist das gesellschaftliche Ansehen, das Personen genießen, die eine besondere Leistungsbereitschaft und Leistungsfähigkeit an den Tag legen.

Als besonders problematisch erweist sich das Modell von Davis und Moore m.E. deswegen, weil die Statushierarchie gemäß Anforderungen unmittelbar mit sozialer Ungleichheit gleichgesetzt wird. „Wenn Rechte und Vorrechte der verschiedenen Positionen in einer Gesellschaft ungleich sein müssen, muss die Gesellschaft geschichtet sein. Ungleichheit ist genau das, was mit dem Begriff der Schichtung gemeint ist. Soziale Ungleichheit ist somit ein unbewusst entwickeltes Werkzeug, mit dessen Hilfe die Gesellschaft sicherstellt, dass die wichtigsten Positionen von den fähigsten Personen gewissenhaft ausgefüllt werden. Daher muss jede Gesellschaft, ob primitiv oder komplex, das Prestige und die Beurteilung verschiedener Personen unterschiedlich ausfallen lassen, und damit ein gewisses Maß institutionalisierter Ungleichheit aufweisen.“¹⁴³ Zum einen kommt mit dieser zentralen Aussage mal wieder zur verbreiteten Gleichsetzung von „sozialer Unterschied“ mit „sozialer Ungleichheit“. Das ist m.E. schlicht und einfach irreführend. Die in die Ausgangsnahmen eingelassenen kontrafaktischen Annahmen

141 K. Davis/W. E. Moore: Einige Prinzipien der sozialen Schichtung, a.a.O., S. 348.

142 Ebd.

143 A.a.O., S. 349.

bzw. Idealisierungen beziehen sich jedoch auf die Konsequenzen unterschiedlicher Talente sowie auf verschiedene Grade an Leistungsbereitschaft. Genau genommen entsteht das Bild einer Statushierarchie, auf der Meriten allein nach dem Leistungsprinzip verteilt sind. Das Prinzip der Abstufung nach Graden des wohlverdienten Ansehens scheint im Zentrum der Argumentation zu stehen, wobei Schichtung mit Unterschieden nach Prinzipien der geometrischen Gleichheit identifiziert wird. Spätestens seit Aristoteles gilt die geometrische Gleichheit – wäre die Realität wirklich so verfasst, was auch die moderne „Leistungsgesellschaft“ wahrlich nicht ist! – als Ausdruck einer leistungsadäquaten Verteilung des Reichtums als gerecht. Deswegen ist der schlechte Ruf der autoritären Persönlichkeit nicht mit dem Ansehen einer Person gleichzusetzen, die Sachautorität nachgewiesen hat. „Wenn eine Position ohne Schwierigkeit besetzt werden kann, braucht sie trotz ihrer Bedeutung nicht hoch belohnt werden. Wenn die Position wichtig und schwer auszufüllen ist, muss die Belohnung hoch genug sein, um sie trotz dieser Schwierigkeiten zu besetzen. Die funktionale Bedeutung ist daher ein notwendiger, aber kein hinreichender Grund dafür, dass einer Position ein hoher Rang (bei der Belohnung – J.R.) zugewiesen wird.“¹⁴⁴ Jetzt kommt die „Knappheit“ von Arbeitskräften mit ins Theoriespiel. Mit der gleichen Fokussierung auf Systemerhalt und Systementwicklung beziehen die Autoren die Dimension der Macht (eher am Rande) in ihre Überlegungen mit ein. „Die mit politischen Positionen verbundene Macht fällt derart ins Auge, dass man die politische gelegentlich als Inbegriff aller Ungleichheit betrachtet.“¹⁴⁵ Es geht um Anweisungsbefugnis und Folgebereitschaft, welche den Laden (mit) zusammenhalten sollen. „Politisches Handeln impliziert schon der Definition nach Autorität. Eine Amtsperson kann anordnen, weil sie Autorität (was nun wohl „Anweisungsbefugnis“ bedeutet – J.R.) besitzt; ein Bürger muss gehorchen, weil er dieser Autorität untersteht. Deshalb gehört soziale Schichtung zum Wesen politischer Beziehungen.“¹⁴⁶ Es sieht so aus, als solle „Schichtung“ an dieser Stelle nun so etwas wie ein Machtgefälle bezeichnen. Alle drei Dimensionen des Kantischen Achsenkreuzes scheinen in den Ansatz einbezogen zu werden, auch wenn ein starker Akzent auf Ehre und damit auf die Statushierarchien gesetzt wird. Etwas anders klingt die Aussage: „Reichtum, Eigentum und Arbeit. Zu jeder Position, die ihrem Inhaber den Lebensunterhalt sichert, gehört definitionsgemäß ein wirtschaftlicher Lohn. Aus diesem Grunde haben auch jene Positionen (die religiösen oder politischen) einen ökonomischen Aspekt, deren Hauptfunktion nicht wirtschaftlicher Art ist.“¹⁴⁷ Jetzt rückt der Reichtum in das Zentrum. Von welcher Kernvorstellung nimmt diese Schichtungstheorie eigentlich ihren Ausgangspunkt? Von Arbeit und Einkommen oder von der Statushierarchie einer Gesellschaft oder von einer gezielten Vorstellung vom inneren Zusammenhang von Reichtum, Macht und Ehre?

144 A.a.O., S. 349 f.

145 A.a.O., S. 353.

146 Ebd.

147 Ebd.

Vor nicht allzu langer Zeit gab es eine neue Runde in der „Dekonstruktion“ von überlieferten Vorstellungen sozialer Diskrepanzen, die sogar auf eine Abschaffung des Schichtbegriffs hinauslief. Auch die *class*, also das Schichtsystem, soll erodiert sein. Die Gesamtgesellschaft werde nicht mehr durch soziale Diskrepanzen und die ihnen entsprechenden Großgruppen geprägt. Sie sei vielmehr in eine bunte Mannigfaltigkeit ganz unterschiedlicher sozialer Milieus mit besonderen Lebensstilen zersprengt. In einem alten Lexikon der Soziologie aus dem Jahre 1958 werden – allerdings unter Rückgriff auf den Schichtbegriff – gemeinsame Merkmale dieser Milieus angeführt, die sich noch heutzutage dem aus dem Milieu der Markt- und Meinungsforschung stammenden Milieukonzept zurechnen lassen: „Soziale Schichtung schlägt sich nieder und lässt sich ablesen am Verhalten der Menschen zueinander. Wer heiratet wen? Wer verkehrt, isst mit wem? Die Antwort auf diese und ähnliche Fragen nach dem Verhalten zur Umwelt beweisen, wie intensiv die soziale Schicht das Individuum bindet, Aber nicht nur das Verhalten der Menschen zueinander lässt soziale Schichten erkennen, sondern auch das sonstige tägliche Tun und Lassen, der Lebensstil, Erziehungsideale u.a.m. sind weitgehend schichtgebunden, Wohngegend und Haustyp, Kleidung und Sprachgewohnheiten, Sport und Feriengestaltung können neben vielen anderen Momenten zu Symbolen sozialer Schichtzugehörigkeit werden.“¹⁴⁸ Die Ersetzung von „schichtgebunden“ durch „milieugebunden“ in diesem Zitat führt auf die Höhe zeitgenössischer Vorstellungen von „Klassenerosion“, „Entschichtung“ und „Milieuforschung“. Der Begriff des „Milieus“ ist außerordentlich dehnungsfähig.

- (a) Nach einem ganz allgemeinen Verständnis bezieht er sich auf die gesamte natürliche und soziale Umgebung, worin das Individuum lebt (Lebenswelt). Es geht an sich um fördernde Lebensumstände einerseits, Restriktionen und Repressionen andererseits.
- (b) In einem engeren Sinn sind die Problemsituationen gemeint, durch die sich die Einzelnen nach dem Prinzip von Versuch und Irrtum durchwurschteln müssen.
- (c) Noch enger ist das Verständnis von „Milieu“ als Subkultur.
- (d) „Lebensstile“ bezeichnen Kurse, welche die Lebensführung der Individuen in konkreten Situationen steuern. Gemeint sind meistens bewusste, vorbewusste oder unbewusste Strategien der Lebensführung.
- (e) Für die Markt- und Meinungsforschung geht es jedoch in erster Linie um „Lebensstile“ als Konsumverhalten. Aber dazu sind Daten über Freizeitverhalten, hinsichtlich Entscheidungen über Bildung und Ausbildung, Erziehungsstrategien, Sparverhalten, Zeitmanagement, Beteiligung an Vereinen und Veranstaltungen und andere Mentalitäten und Aktivitäten von besonderer Bedeutung.

Insgesamt kann der Eindruck entstehen, als sei die soziale Welt in eine Vielfalt von Milieus zersprengt, weswegen der Blick auf die gesellschaftliche Totalität und damit auf soziale Diskrepanzen als obsolet gilt. Im Extremfall wird dabei ein

148 Fischer-Lexikon der Soziologie (hrsg. v. R. König), Frankfurt/M 1958, S. 246.

Milieu als eine Sinnkapsel gedeutet, die mit anderen „inkommensurabel“ ist. In das Milieu einer anderen dieser Sinnprovinzen einzutauchen, verlangt unter diesen Voraussetzungen gewissermaßen eine Umsozialisierung oder Neusozialisierung der betreffenden Person. Es sieht von daher so aus, als enthielte diese Denkweise nicht nur Annahmen über das Verschwinden sozialer Diskrepanzen, sondern auch die Zurückweisung von Thesen über Kernstrukturen sozialer Ungleichheit überhaupt (wie das Verhältnis von Lohnarbeit und Kapital), die für zahlreiche klassentheoretische Ansätze kennzeichnend sind. „Im Hinblick auf das Wirken der vielfältigen Mechanismen, die Ungleichheit hervorbringen, gilt daher, festzustellen, dass es in unserer Gesellschaft keinen eindeutig dominierenden Bestimmungsgrund für Ungleichheit gibt.“¹⁴⁹ Das klingt so, als solle sogar das Kantische Achsenkreuz sozialer Ungleichheit als geschichtlich überholt gelten. Doch all diese nahliegenden Eindrücke können täuschen. So ist z.B. bei St. Hradil zu lesen: „Materieller Wohlstand, Macht und Prestige sind Dimensionen sozialer Ungleichheit, die sich – freilich in sehr unterschiedlichen konkreten Erscheinungen – in allen bekannten Gesellschaften fanden und finden.“¹⁵⁰ Dem habe ich nichts hinzuzufügen, wenn auch Graeber und Wengrow auf einige frühen Gesellschaften hinweisen können, die in einem gewissen Grad eine egalitäre Grundverfassung haben. Letztlich verschwinden die sozialen Diskrepanzen gar nicht vollständig aus dem Dunstkreis der Beschreibung konkreter sozialer Milieus. Die Schichten feiern eine implizite Wiederauferstehung. Denn die Konsumforschung kommt nicht ohne Schichtmodelle aus. Dafür nur ein prägnantes Beispiel: die „Sinus-Milieus“.¹⁵¹ Es geht um Marktforschung, wobei sich die Macher vor „neuen Herausforderungen“ sehen. Die „Zersplitterung von Märkten und Zielgruppen“ führe zu „Streu- und Effizienzverlusten“. Es helfe nur eine „umfassende Zuwendung zum Verbraucher“.¹⁵² Das heißt: Die Konsumenten müssen durchsichtiger werden. Es geht darum, Genaueres über das Konsumverhalten der Menschen herauszufinden, auf dass per *tracking* „personenbezogene Werbung“ betrieben werden kann. Außerordentlich hilfreich dabei ist die exaktere Bestimmung der „soziale(n) Lage und Grundorientierung der Konsumenten.“¹⁵³ Aber wie bestimmt man die soziale Lage der Verbraucherinnen und Verbraucher? Nun, in zahlreichen Fällen mit Hilfe der Schemata der Schichtforschung. Natürlich können diese Schemata durch weitere Einteilungen und Fächer für die Schubkästen differenziert und mit Mentalitäten und Wertorientierungen der Personen gekreuzt werden, wodurch eine Art Charaktertypologie resultiert. Eine Gruppe von Personen, die vorwiegend in der unteren Mittelschicht und insgesamt in der Unterschicht vorzufinden sind, wird von daher als die „Traditionsverwurzelten“ beschrieben. Es handelt sich in erster Linie um Personen, die von traditionellen Werten erfüllten sind. Das gilt

149 K. M. Bolte/St. Hradil: Soziale Ungleichheit in der Bundesrepublik, Opladen 1984, S. 350 f.

150 St. Hradil: Soziale Ungleichheit in Deutschland, 8. Auflage 2005, S. 31.

151 AGF: Die Sinus-Milieus ® im Fernsehpanel. Das gesamtdeutsche Modell, Frankfurt/M 2002 (AGF = Arbeitsgemeinschaft Fernsehforschung).

152 A.a.O., S. 3.

153 Ebd.

vor allem für die „Sicherheit und Ordnung liebende Kriegsgeneration“ sowie für die „traditionelle Arbeiterkultur.“ Von einer ganz anderen Art sind z.B. die „modernen Performer.“ Sie entstammen dem Bereich der oberen Ober- und Mittelschicht. Es handelt sich um die „junge, unkonventionelle Leistungselite“, die ein „intensives Leben beruflich und privat“ führt.¹⁵⁴ Damit wird schließlich auch auf den Elitebegriff zurückgegriffen. Der ungleichheitstheoretische Hintergrund derartiger Überlegungen bleibt etwas im Unbestimmbaren. Der Rückgriff auf den Schichtbegriff in der Konsumforschung zeigt jedoch, dass sich der Rekurs auf Eigenschaften sozialer Diskrepanzen offensichtlich ebenso wenig vermeiden lässt, wie der (zumindest latente) Rückgriff auf die drei Hauptdimensionen des Ungleichheitsdiskurses.

154 A.a.O., S. 8.

KAPITAL 8. KLASSENINTERESSEN UND DER KLASSENBEGRIFF IN ZWEI NEUEREN VARIANTEN.

Klasse und Interesse – Über ein schwieriges Verhältnis.

Als grundlegendes materielles Interesse der Individuen, als fundamentales Motiv, das ihre gesamte Lebensführung prägt, gilt schon lange vor Charles Darwin, seit der Antike, das Prinzip der Selbsterhaltung (*principium sese conservare*). Es ist nicht *ad hoc* mit der Selbstsucht überhaupt oder mit dem Eigennutz hemdsärmeliger Nutzenmaximierer auf kapitalistischen Märkten gleichzusetzen. Was aber ist überhaupt unter „dem Interesse“ zu verstehen? Ursprünglich stammt diese Vokabel aus dem Lateinischen. „Inter-esse“ bedeutet „Dazwischensein“. In erster Linie ist der Abstand zwischen Schuld und Schuldbegleichung gemeint, für den eine Entschädigung, ein Zins (*interest; l'enterêt*) bezahlt werden muss.¹⁵⁵ Weitere geläufige Bedeutungen sind:

1. Interesse als *Aufmerksamkeit* (Ich betrachte x mit Interesse).
2. *Erkenntnisinteressen*. Relevanzkriterien, welche in einer Forschungsgemeinschaft die Perspektive(n) auf den ausgewählte Untersuchungsgegenstand sowie die Untersuchungsdimensionen in eine vergleichbare Richtung lenken.
3. Das *Lebensinteresse* an Selbsterhaltung (*principium sese conservare*) und „Glück“ (als Inbegriff der erfüllten Neigungen einer Person). In diesen Bereich fallen die elementaren *materiellen Interessen* der Akteure (das Interesse an Nahrung, Wohnung, Kleidung etc.).
4. Das *Eigeninteresse* (*soucie de soi*). Das sich zum blanken *Eigennutz* verkehren kann.
5. Das *objektive Interesse*. Basierend auf universellen, alle Menschen verpflichtenden Normen des Sittengesetzes. (z.B. Gebote des Menschenrechts; Achtung der Menschenwürde).

Das Substantiv „das Interesse“ kann irreführend sein. Es stellt keinen – wie es oftmals anklingt – homogenen und singulären Kausalfaktor dar. „Das“ Interesse verkehrt das Denken zur Ideologie? *Bestimmte* Interessen, Interessen an Reichtum, Macht, Herrschaft und Prestige bewirken diese Verkehrung. Ich habe den Vorschlag gemacht, eine Definition von „Interesse“ zu wählen, welche im Anschluss an B. Barry der Komplexität des Interessebegriffs Rechnung trägt:¹⁵⁶

Zahllose Aktionen geschehen „im Interesse“ von A. A ist als Individuum, Gruppe oder Kollektiv zu verstehen. Eine Handlung, eine Handlungsstrategie, ein Ereignis, ein Vorgang ist *im Interesse* von A, wenn Aktionen – die Zielsetzungen und Strebungen sowie die Orientierungen und Wissensbestände der Akteure gegeben – die tatsächliche Situation, worin sich A befindet, verbessern oder wenigstens auf dem gleichen Niveau des Systems der Bedürfnisse und Wünsche (der „Glückseligkeit“) von A halten wie bisher.

¹⁵⁵ Vgl. dazu J. Ritsert: Essay über das Interesse, in ders.: Problematisierungen. Sozialphilosophische Studien 1, Frankfurt/M 2023, S. 51 ff.

¹⁵⁶ B. Barry: Political Argument, Oxford 1965 (1990)

Die „Verbesserung“ wird an den Zielsetzungen, Strebungen, Strategien der Problembearbeitung der Akteure gemessen und wurzelt insofern in der Norm der Zweckrationalität. Es gibt in der Geschichte der deontischen Ethik jedoch die Voraussetzung, dass dieses Streben nicht im Widerspruch zur übergeordneten Norm der Anerkennung der anderen als Zweck an sich selbst und dem eigenen Anerkanntsein als ein autonomes Subjekt stehen darf. Das Interesse an der Manipulierung und Repression anderer Subjekte widerspricht dem Sittengesetz. Diese Norm definiert in der deontischen Ethik das „objektive Interesse“ der Menschheit.

Die Erhaltung der physischen Existenz stellt zweifellos ein fundamentales Interesse von Lebewesen, auch der Menschen dar. „Ökonomisches Interesse“ wird oftmals mit dem „materiellen Interesse“ und dieses mit dem ökonomischen Interesse (mindestens) an der zufriedenstellenden Versorgung mit den Mitteln für den Lebensunterhalt auf dem jeweiligen kulturellen Niveau gleichgesetzt. In Gesellschaften mit konsolidiertem Handelsverkehr besteht das „materielle Interesse“ für Max Weber in erster Linie im „ökonomischen Güterbesitz“ sowie in „Erwerbsinteressen“. Er macht jedoch zugleich deutlich, dass Interessen nicht schlechthin in ökonomischen Interessen aufgehen.

Stellen Interessen tatsächlich – wie es nicht selten klingt – einen homogenen und singulären Kausalfaktor dar? Nein! Die oben vorgeschlagene Analyse des Satz „x ist im Interesse von A“ belegt hoffentlich, dass „das Interesse“ weder einen homogenen, noch einen singulären Kausalfaktor bedeutet. Die Definition verknüpft vielmehr verschiedene subjektive und objektive Bestimmungen, welche für die „Lage“ einer Person insgesamt maßgebend sind. Im Grunde ist dabei auch noch die Unterscheidung zwischen Aktorstandpunkt und Beobachterstandpunkt zu berücksichtigen. Die Akteure können über ein genügend klares Bewusstsein im Hinblick auf ihre Interessenlage verfügen und ihre Interessen aussichtsreich verfolgen. M.a.W.: Sie können etwa bewusst oder unbewusst davon ausgehen, eine Aktion sei in ihrem Interesse, weil sie zum Ziel führt und ihr Glück mehrt und dabei nicht völlig schief liegen. Schlaue Beobachter vermögen u. U. hingegen festzustellen, dass bestimmte Aktionen von A zu allem anderen als zur Verbesserung ihrer Lage führen. Die betreffenden Personen handeln u.U. sogar wider ihre Interessen. In jedem Falle gilt: Die Sicherung der materiellen Lebenschancen durch individuelle Arbeit und kollektive Produktion gehört zu den wahrhaft grundlegenden Zielsetzungen und Strebungen der Einzelnen und Gruppen, zu ihrem basalen, materiellen Interesse. Interessenlagen sind dann gleich Klassenlagen, wenn das materielle Einzel- oder Gruppeninteresse im Rahmen eines gesamtgesellschaftlichen Produktionsprozesses verfolgt werden muss, der von der Appropriation des Surplusprodukts (oder von Teilen des Mehrprodukts) durch Herrenklassen geprägt wird.

Bei Max Weber heißt es: „Klassenlage und Klasse bezeichnen an sich nur Tatbestände gleicher (oder ähnlicher) typischer Interessenlagen, in denen der Einzelne sich ebenso wie zahlreiche andere befindet.“ Er unterscheidet die Interessenlage der Personen von ihrer „ständische Lage.“. „Ständische Lage soll heißen eine

typisch wirksam in Anspruch genommene positive oder negative Privilegierung in der sozialen Schätzung ...“¹⁵⁷ Dies entspricht der einschlägigen Ansicht von Schichtung nach Graden des Prestiges – so wie sie durch die üblichen Berufsprestigeskalen repräsentiert werden und wirft wie immer die Frage auf, wie Arbeit, Einkommen und Prestige zusammenhängen. Weber macht einige Angaben über das Verhältnis von Klassenlage, Interessenlage und ständischer Lage, also über das Verhältnis von Klasse und Schicht. In der Geschichte finden sich zahllose Beispiele für einen festen Zusammenhang zwischen materieller Klassenlage und „ständischer“ Ehrenordnung bzw. mit der gesellschaftlichen Prestigeordnung. Servius Tullius liefert nur ein ganz frühes Beispiel dafür. Und wie entscheidend der Grundbesitz für die geschichtlich und geographisch ganz verschiedenen Ausprägungen der Adelsehre waren, bedarf keiner besonderen Dokumentation. Andererseits sind derartige Zusammenhänge nicht 1:1 rekonstruierbar und interpretierbar. Die bloße Herkunft als – meist allerdings vermögender – Blutadel wies nicht nur im alten Rom ein eigenständiges Gewicht für das Ansehen auf. Einige Mitglieder einer Adelsfamilie – wie anfänglich Julius Caesar – konnten jedoch vergleichsweise arm sein. Der römische Geldadel findet sich in signifikantem Maße im Ritterstand wieder (*equites*). Im Kapitalismus sind auch für Weber die Berufspositionen und Berufsrollen normalerweise mit verschiedenen Graden des Prestiges verbunden, womit zugleich ein höheres Einkommen korreliert. Reiche Kapitalherren geben Rauchzeichen ab, welche die Besonderheit ihres gesellschaftlichen Ansehens anzeigen sollen. Die Signale der Ehrwürdigkeit mit den Mitteln des „demonstrativen Konsums“ (Veblen) erfordern oftmals beachtliche Ressourcen. Um eine „Luxuskarosse“ oder einen Privatombibus, sprich: nicht bloß ein wuchtiges SUV möglichst von der Nobelfirma X oder Y fahren oder auch auf die Yacht gehen zu können, braucht der anderenfalls in seinem Ansehen unvollständige Mensch viel Geld. Das Interesse zielt natürlich nicht selten auf die Steigerung von Reichtum, Prestige und Macht, nicht bloß auf eine dieser Dimensionen.

Zum Schluss dieses Kapitels möchte ich nur noch zwei Beispiele dafür nachreichen, wie sich verschiedene der von mir skizzierten ungleichheitstheoretischen Überlegungen in aktuelleren Klassenanalysen niederschlagen oder negiert werden.

Die Klassenstruktur fortgeschrittener Gesellschaften (A. Giddens).

Anthony, Baron Giddens (geb. 1938) war als verschiedentlich geehrter Soziologe phasenweise politisch recht einflussreich. Dies in seiner Rolle als Berater von Tony Blair. Die sich als „New Labour“ verstehende Arbeiterpartei diskutierte in Großbritannien in den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts im Rückgriff auch auf Thesen von Giddens. Wie sind einschneidende gesellschaftliche Veränderungen in Richtung z.B. auf die Dienstleistungsgesellschaft oder Globalisierung zu

157 M. Weber: Wirtschaft und Gesellschaft, a.a.O., S. 226

beurteilen und zu behandeln, wenn ein „dritter Weg“ zwischen der wohlfahrtsstaatlich-interventionistischen Politik der „alten Linken“ und dem gnadenlosen Neoliberalismus à la Maggie Thatcher gesucht wird? Dennoch hält Giddens an der These fest, dass die „fortgeschrittenen Gesellschaften“ eine wie immer auch veränderte Klassenstruktur aufweisen. In seinem mit diesem Thema befassten Buch setzt er sich eingangs kritisch mit klassischen und neueren Klassentheorien wie die von Max Weber sowie mit deren Kritik zu seinen Zeiten auseinander.¹⁵⁸ Im 6. und 7. Kapitel bemüht er sich um eine „Wiederaufnahme der Klassentheorie.“¹⁵⁹ Nur auf diese beiden Kapitel werde ich hier etwas näher eingehen, weil sie zu den – zu Unrecht vergessenen – Exempeln in der jüngeren Vergangenheit gehören, welche sich wider die gedankliche Abschaffung der Klassen durch Soziologie angesichts ihres Fortbestehens in der gesellschaftlichen Wirklichkeit wenden.

Giddens geht im Anschluss an eine Bedeutungsdimension des Weberschen Klassenbegriffs davon aus, „dass der Markt im Kapitalismus seinem Wesen nach eine Machtstruktur ist, in der die Ausstattung mit bestimmten Attributen einige Gruppierungen von Individuen gegenüber anderen begünstigt.“¹⁶⁰ Diese Gruppierungen weisen also eine je verschiedene „Verhandlungsstärke“ auf, wenn und insofern es sich nicht um eine nackte Machtordnung, sondern um eine durch Normen vermittelte Herrschaftsordnung in einem Marktsystem handelt. Giddens versucht eine Verbindung von Marx'schen und Weber'schen Thesen zur Klassentheorie. Auch damit im Einklang mit Weber betont er, dass der „Besitz anerkannter >Qualifikationen<, Ausbildungsqualifikationen eingeschlossen ... der wichtigste die Marktchancen beeinflussende Faktor“ darstellt und dass deren Verwertung zu einem „(Interessen)-Konflikt um den Zugang zu knappen Erträgen“ führt.¹⁶¹ Mit der Problematik der „Strukturierung“ von Klassenbeziehungen verbindet Giddens die wichtige Frage, auf welche Arten und Weisen, „>ökonomische< Beziehungen in >nicht-ökonomische< Strukturen übersetzt werden“?¹⁶² Im Rahmen dieser Fragestellung glaubt er, das Problem vermeiden zu können, dass die Rücksicht auf die große Unterschiedlichkeit der Marktchancen im Bild einer heterogenen Vielfalt der Klassen ausmünden müsste. Denn es gibt nur eine begrenzte Anzahl von Klassen.¹⁶³ Es gilt demnach, die entscheidenden Faktoren zu bestimmen, welche bestimmte Erscheinungsformen von Marktchancen mit der Bildung von unterscheidbaren Gruppierungen vermitteln, die als soziale Klassen angesehen werden können. „Die mittelbare Strukturierung von Klassenverhältnissen wird vor allem durch die Verteilung von Mobilitätschancen innerhalb einer gegebenen Gesellschaft bestimmt.“¹⁶⁴ Jetzt erinnert alles überraschend an Webers Konzept der

158 A. Giddens: Die Klassenstruktur fortgeschrittener Gesellschaften, Frankfurt/M 1979.

159 A.a.O., S. 120 ff. bzw. 144.

160 A.a.O., S. 123.

161 A.a.O., S. 125.

162 A.a.O., S. 127.

163 A.a.O., S. 128.

164 A.a.O., S. 129.

„sozialen Klasse“. Denn Giddens entscheidende These lautet im Anschluss daran, dass die Bildung von Klassenstrukturen in dem Grade gefördert wird, „in dem es in Bezug auf irgendeine spezifizierte Form der Marktchance eine geschlossene Mobilität gibt.“¹⁶⁵ Webers Konzept der „Schließung“ tritt hinzu. Menschen wird aufgrund bestimmter Merkmale der Zugang zu besseren, von ihnen begehrten Lebensbereichen mit Macht verweigert. Hinzu kommen „unmittelbare“ Strukturierungsfaktoren, nämlich die Arbeitsteilung innerhalb der Produktionsbetriebe sowie die Herrschaftsverhältnisse innerhalb der Unternehmen. Die Kernstruktur des Kapitalismus wird von all dem nicht berührt: „Der Kapitalismus als Klassengesellschaft basiert auf einem Interessenkonflikt zwischen Kapital und Lohnarbeit.“¹⁶⁶ Als weitere Faktoren der Klassenformierung sind noch gemeinsame Muster des Konsums heranzuziehen.¹⁶⁷ Aus all dem leitet Giddens ein elementares „Drei-Klassen-System in der kapitalistischen Gesellschaft“ ab; „eine >Ober-, >Mittel- und >Unter<- oder >Arbeiterklasse<“. ¹⁶⁸ Da damit gezeichnete Bild von der Klassenstruktur des Kapitalismus scheint mir – gemessen an dem Potential, ein differenziertes Bild von sozialen Klassen im Kapitalismus zu zeichnen, welches der zweite Band des >>Kapital<< eröffnet (s.o.) – sehr weit unterhalb der verfügbaren Alternativen zu liegen.

Eine zentrale Rolle spielt im 7. Kapitel von Giddens' Buch über die >>Klassenstruktur fortgeschrittener Gesellschaften<< eine Analyse des Begriffs der „herrschenden Klasse“. In diesem Falle vertritt er die These, „dass es durchaus eine >regierende Klasse< geben kann, die nicht notwendig eine >herrschende Klasse< ist.“¹⁶⁹ Doch „herrschende Klasse“, „regierende Klasse“ oder „Machtelite“ bedeuten allesamt soziale Formen, die „im Prinzip mit der Existenz einer Gesellschaft vereinbar sind, deren Organisation >kapitalistisch< ist.“¹⁷⁰ Die Regierung ist nicht schlechthin in den Händen einer herrschenden Klasse oder Machtelite. Als eine besondere Kategorie scheint Giddens auch die *Funktionseliten* auszuzeichnen. Denn als „Eliten“ werden Personen oder Gruppen bezeichnet, die mit Autorität ausgestattete Spitzenpositionen in Organisationen einnehmen.¹⁷¹ Es handelt sich mithin um Gruppierungen, die entweder aufgrund ihres Ansehens oder ihrer Leistungen führende Positionen einnehmen. Aber in der Politik geht es immer auch um Macht. Machteliten sind in der Tat im Prinzip etwas anderes als Funktionseliten. *Machteliten* teilt Giddens in verschiedene Kategorien ein. In den Rahmen derartiger Auffassungen würde durchaus die These passen, dass Machteliten und Funktionseliten bei Giddens deswegen keine Klassen bilden, weil sie einen *Bestandteil* von Klassen darstellen können.

165 A.a.O., S. 130.

166 A.a.O., S. 139.

167 Vgl. a.a.O., S. 132.

168 A.a.O., S. 130.

169 A.a.O., S. 146.

170 Ebd.

171 Ebd.

Er verfolgt im Grunde das Vorhaben, eine systematische Verbindung zwischen der Klassentheorie von Marx und der von Weber herzustellen. Doch in einigen Hinsichten ist die Zentralreferenz dieser beiden Kapitalismustheorien grundverschieden. Insoweit und wo Weber den *Markt* als konstitutives Prinzip der Klassenformierung auszeichnet, unterscheidet sich dies von Marx' Figur des Gesamtkreislaufes des Kapitals, der in die *Produktion* und nicht in die Märkte als seinen *Grund* zurückgeht. Märkte werden von Marx gleichwohl in der Form von Zirkulationsprozessen berücksichtigt. Giddens Schema von „Oberklasse“, „Mittelklasse“ und „Arbeiterklasse“ zählt zu jenen Analyseschemata, welche ein stark verkürztes Bild der Klassenstruktur vermitteln.

Ungleichheit und Klassengesellschaft (Butterwegge).¹⁷²

Im ersten Kapitel seiner Schrift über >>Ungleichheit in der Klassengesellschaft<< erläutert Christoph Butterwegge die „begriffliche(n), theoretische(n) und methodische(n) Grundlagen“ seiner Untersuchung. Dabei geschieht auf Anhieb das, was in zahlreichen Texten über soziale Ungleichheit passiert: die Begriffe „Unterschied“ (sozial relevanter Unterschied) und (soziale) „Ungleichheit“ gehen ineinander über. Am Ende erscheinen die beiden Kategorien als deckungsgleich. Zunächst werden *sozial relevante Unterschiede* wie Alter, Geschlecht, Körperbau, Fähig- und Fertigkeiten etc. angeführt. Dann aber in der Tat Erscheinungsformen *sozialer Ungleichheit* erwähnt, wie sie sich beispielsweise aus den unterschiedlichen Lebensbedingungen in der Stadt und auf dem Land ergeben. „Es handelt sich dabei um spezifische Ausprägungen der Ungleichheit, die entweder schicksalhaft vorbestimmt, naturbedingt oder selbstgewählt sind.“¹⁷³

Es ließen sich immer wieder Beispiele dafür heranziehen, wie fest die Kantische Trias in die Diskurse über soziale Ungleichheit eingelassen ist. Das ist in Butterwegges Text nicht anders. Er schlägt eine Unterscheidung zwischen ökonomischer Ungleichheit (Reichtum), sozialer Ungleichheit (Ehre; Prestige) und politischer Ungleichheit (Macht) vor. Dabei gilt: „Wirtschaftliche, soziale und politische Ungleichheit hängen eng miteinander zusammen, wenn sie nicht gar Hand in Hand gehen.“¹⁷⁴ Die sozioökonomische Ungleichheit gilt jedoch als Hauptfaktor bei der Entstehung von Benachteiligungen und Diskriminierungen in den verschiedensten Bereichen des Zusammenlebens. Die ökonomische Ungleichheit ist nicht nur in den USA, England, auch in der BRD, sondern nahezu in allen Gesellschaften eklatant. Zudem gibt es reine Ausbeutungsgesellschaften. Es handelt sich um diejenigen Sozietäten, in denen Autokraten und ihre Cliques den Rahm abschöpfen und die breite Bevölkerung verelendet.

In vielen Analysen des „westlichen“ Kapitalismus steht das sog. „Prekariat“ ganz unten. Es handelt sich um Menschen, die „von der Hand in den Mund leben“, wie es so heißt. Ganz oben stehen die Wohlhabenden, Hochvermögenden und

172 Chr. Butterwegge: Ungleichheit in der Klassengesellschaft, Köln 2020.

173 A.a.O., S. 9.

174 A.a.O., S. 11.

schließlich die Superreichen, die – um einen anderen Alltagsspruch zu zitieren – „nicht wissen, wo sie mit ihrem Geld hinsollen.“ Wer hat, dem wird gegeben. Doch wehe, wenn sie höher besteuert werden sollen. Dann wird ein universeller Neidkomplex als die Ursache dieser Forderung ausgemacht. Thomas Piketty hat die internationalen Erscheinungsformen zunehmender Bereicherung der Reichen bei wachsender Verarmung der Ärmern mit einer Fülle empirischen Materials dokumentiert.¹⁷⁵ Den Schein der Legitimität erhält diese Ungleichheitsstruktur durch den „meritokratischen Mythos“.¹⁷⁶ *Meritum* bedeutet ja im Latein u.a. das wohlverdiente Ansehen sowie höhere Stellungen auf den Achsen Reichtum, Macht und Ehre. Insbesondere das Ansehen erscheint als Funktion besonderer Leistungen und Talente. Dem entsprechend gehört zum Kern des meritokratischen Mythos die Botschaft in der Moderne: Leistungsunterschiede führten in der Leistungsgesellschaft mit Notwendigkeit zur Abstufung sozialer Schichten, die fast durchweg ebenfalls in den Dimensionen Reichtum, Macht und Ansehen (Status) beschrieben werden. In einer idealen Welt würde die Parole: „Gleicher Lohn für gleiche Leistung“ uneingeschränkt gelten. Die bestehenden Verhältnisse sind auch in den „reichen“ Gesellschaften der Gegenwart weit davon entfernt.

Nach der Auffassung von Chr. Butterwegge unterscheiden sich Klassentheorien von Schichttheorien u.a. dadurch, dass die Schichtkonzepte die bestehenden Strukturen sozialer Ungleichheit weitgehend nur beschreiben, während Klassentheorien um Erklärungen des Zustandekommens und der Veränderung von Klassengesellschaften bemüht sind. Nicht zuletzt Parsons und Davis/Moore haben jedoch erklärende Schichttheorien vorgeschlagen.

Butterwegge greift bei seinem Klassenkonzept auf Versatzstücke der Marxschen Vorstellung von sozialen Klassen, dazu – wenn auch sehr kritisch – auf einige Motive Max Webers zurück. „Eine an Marx und Engels statt an Weber orientierte Klassenanalyse, die auch in Zukunft aktuell bleibt, zeichnet aus, dass Gesellschaftsklassen nicht bloß bestimmte Herrschaftsverhältnisse widerspiegeln, sondern auch in bestimmten Produktionsverhältnissen wurzeln.“¹⁷⁷ Den elementaren Grundsatz aller Surplusstheorien der Klassenformierung führt der Autor ebenfalls mit dem Blick auf Marx und Engels an: „Marx und Engels zufolge entstehen Klassengesellschaften, wenn sich eine Personengruppe aufgrund ihrer privilegierten Stellung im Prozess der materiellen Produktion das gesellschaftliche Mehrprodukt anzueignen vermag.“¹⁷⁸ Aber nach meinem Eindruck liefert der Autor weniger einen Beitrag zur Klassentheorie vielmehr einen kritischen Überblick über einige Vorschläge zum Verständnis des Konzepts der „Klasse“ in der soziologischen und sozialphilosophischen Literatur mit einem starken Akzent auf Aussagen von Marx. Ein besonderes Gewicht wird dann aber auf die genauere Darstellung der „Klassengesellschaft im Wandel“ gesetzt – die Konsequenzen von

175 Th. Piketty: Das Kapital im 21. Jahrhundert, München 2014.

176 Ch. Butterwegge: Ungleichheit in der Klassengesellschaft, a.a.O., S. 31.

177 A.a.O., S. 60.

178 A.a.O., S. 48.

Krisen der jüngsten Vergangenheit (Corona) eingeschlossen. „Klassenformationen sind abhängig von der wissenschaftlich-technischen und gesellschaftlichen Entwicklung, aber auch von Konjunkturzyklen und Krisenverläufen.“¹⁷⁹ Es bedarf keiner verdächtig marxistischen Perspektive, um das gegenwärtige Deutschland in der Tat als eine kapitalistische Gesellschaft mit einem wachsenden Grad der Ungleichheit in den materiellen Lebensbedingungen einsehen zu können. Und dass der kernstrukturelle Interessengegensatz zwischen Lohnarbeit und Kapital, Arbeitnehmern und Arbeitgeber trotz welcher historischen Veränderungen auch immer fortbesteht, bedeutet für sehr viele Menschen ein ständiges Erlebnis in ihrer alltäglichen Arbeitswelt.¹⁸⁰ Und diese nimmt immer mehr die Züge eines digitalisierten Finanzmarktkapitalismus an. „War der Neoliberalismus die Eroberung immer neuer Felder durch den Markt, dann ist der digitale Kapitalismus die Eroberung des Marktes selbst durch eine kleine Zahl privatwirtschaftlicher Unternehmen“ vom Stamme GAFA (= Google, Amazon, Facebook und Apple).¹⁸¹ Das Thema „Eroberung immer neuer Felder durch den Markt“ ist allerdings immer schon als „Kommodifizierung der Alltagswelt“ bzw. „Universalisierung des Tauschprinzips“ diskutiert worden. Sogar im römischen Recht gab es vormals die *res extra commercium*, d.h. Sachverhalte, die grundsätzlich nicht als käuflich oder verkäuflich galten. Dazu gehörten religiöse Gebäude, öffentliche Einrichtungen, Wasser und Luft. Allerdings konnte sich ein Schuldner selbst in die Sklaverei verkaufen. Die Gegenwart kennzeichnet hingegen die Kommodifizierung der *res extra commercium*, die zunehmenden Verkäufe des Unverkäuflichen. Menschenhandel, Drogenhandel etc. liefern Beispiele dafür. Was wird nicht alles zu Geld gemacht – wenn es geht – oder soll zumindest „privatisiert“ oder „dereguliert“ werden? Zur Veränderung der Klassenstruktur des Kapitalismus gehört für Butterwegge, dass sich der Reichtum immer mehr zu gewaltigen Vermögen in wenigen Händen bei gleichzeitiger Schwächung der Gegenmacht der Abhängigen verschiebt. In den herrschenden Klassen eröffnet das Finanzkapital, womit die *master of the universe* jonglieren, die größten Chancen „stinkreich“ zu werden. Aber auch die Abfindung von CEOs, die Konzerne an die Wand fahren, ist nicht zu verachten.

Marx und Engels haben den Begriff des „Lumpenproletariats“ zweifellos abschätzig gebraucht und von dem des Industrieproletariats abgegrenzt. Sie zielen vor allem auf Diebe, Räuber, Mörder und Vagabunden. In MEW 8 („18. Brumaire“) auf der Seite S. 160 f. führt Marx ein noch breiteres Sortiment von Beispielen für diesen „Auswurf, Abfall, Abhub“ aller Klassen an. Es macht jedoch nicht den geringsten Sinn den modernen Begriff des Prekariats damit in Zusammenhang zu bringen. Für das Prekariat ist vor allem der sog. „Niedriglohnsektor“ charakteristisch. „Mittlerweile ist dieser Niedriglohnsektor das Haupteinfallstor für

179 A.a.O., S. 79.

180 Vgl. ebd.

181 Ph. Staab: Digitaler Kapitalismus. Markt und Herrschaft in der Ökonomie der Unknappheit, Berlin 2019. (Bei Butterwegge referiert a.a.O., S. 86)

Familien- und Kinderarmut sowie für spätere Altersarmut.“ Nicht zuletzt die alleinerziehenden Mütter oder die Scheinselbstständigen sind dem hinzuzufügen. Blanke Ausbeutung gibt es beispielsweise in Form der Schwarzarbeit auf Großbaustellen oder bei osteuropäischen LKW-Fahrern. Hinter all dem steht eine innere Gegenläufigkeit der gesellschaftlichen Entwicklung: „Wir haben es mit einem paradoxen Muster zu tun: Auf der einen Seite wächst die Nachfrage für motivierte und inspirierte Arbeitskräfte und auf der anderen Seite verschärft sich die Bereitschaft zum Ausschluss einer unmotivierten, ungelernten und unwissenden Bevölkerung.“¹⁸²

Ähnlich wie im Falle von Webers Konzept der Schließung geht es H. Bude bei „sozialer Exklusion“ um den Platz, der bestimmten Gruppierungen in der gesellschaftlichen Ordnung zugestanden oder verweigert wird. Dabei zeigt sich nicht nur für die BRD: „Wenn man über einen längeren Zeitraum beobachtet, wer wo landet, dann kann über die klassenspezifische Verteilung des Armutsrisikos kein Zweifel bestehen: Bei Männern, die als >>einfache Arbeiter<< im bloßen Lohnarbeitsverhältnis, und bei Frauen, die als angelernte Dienstleistungskräfte tätig sind, ist die Gefahr am höchsten, in Verhältnissen der Armut stecken zu bleiben.“¹⁸³ Dieses Hochrisiko besteht genauso für alleinerziehende Frauen sowie für Frauen und Männer mit Aussichten auf eine spärliche Rente – und das alles bei derzeit steigenden Mieten und Lebensmittelpreisen.

Dass die Besetzungszahlen für die Klasse der Industriearbeiter signifikant zugunsten der „Dienstklasse“ zurückgegangen ist, die bei Marx die verschiedenen Klassen der „Zirkulationsarbeiter“ einerseits in der Zirkulation I (Verwertungsarbeit), andererseits in der Zirkulation II umfassen würde (Finanzen, Rechtswesen, Versicherungsagenten), kann inzwischen als ein Gemeinplatz gelten. Für die „Gebrauchswerte für die Gemeinde“ und die öffentliche Ordnung sollen die Staatsbediensteten sorgen. Die Landwirte gelten als selbständige Unternehmer. Dabei wäre bei Detailuntersuchungen stets zu beachten, dass diese Kategorien wiederum in sich heterogen und graduert sind. Es gibt vor allem spezifische Eliten in den Klassen und Teilklassen. Der Syndikus nimmt ggf. einen anderen funktionalen und ansehnswürdigen Status als die Leiterin der Rechtsabteilung ein, die Kundenbeschwerden bearbeitet. Bei beiden dürfte der Blick auf die Gesellschaft und ihre Stellung darin ganz anders aussehen als bei Gleisbauarbeitern.

Immer wieder zeigt es sich, wie misslich die Gleichsetzung von sozial relevanten Unterschieden mit Erscheinungsformen sozialer Ungleichheit ist. Mitunter werden zudem die Kategorien „Klasse“ und „Schicht“ dem Anschein nach als gleichbedeutend verwendet. Butterwegge beschreibt an einer Stelle plötzlich die Lage der *Mittelschicht* zwischen „sozialen Aufstiegsillusionen und realen Abstiegsängsten“. Das mag daher kommen, dass die den Kategorien zugeordneten Personen sich selbst als „Mittelschicht“ oder (im Falle von Handwerk und Kleinunternehmern) als „Mittelstand“ verstehen und/oder missverstehen. Doch ich bleibe dabei:

182 H. Bude: Die Ausgeschlossenen. Das Ende vom Traum einer gerechten Gesellschaft, München 2002, S. 23.

183 A.a.O., S. 40.

Schicht bedeutet eine Abstufung nach der Ehre, eine Graduierung des Ansehens, des Prestiges, die es – ebenso wie Eliten – *innerhalb* der Klassen und Klassenfraktionen gibt.

Fazit: Die zentrale These dieses Stichworts war: Bei Klassen handelt es sich – sagen wir mal – um *clusters* im Bezugssystem von Reichtum, Macht und Ehre in all jenen Zivilisationen, *welche von historischen Prozessen der Appropriation des Surplusprodukts geprägt werden sowie eine Kernstruktur sozialer Ungleichheit wie die zwischen Adel und Plebs aufweisen*. In letzter Instanz bildet das universelle Systemproblem der materiellen Reproduktion des individuellen und gesellschaftlichen Lebens den Bezugspunkt (die Basis) dieser Prozesse. Das die Geschichte durchziehende Patriarchat bedeutet hingegen eine eigenständige Erscheinungsform sozialer Diskrepanzen. Sie steht mit einem weiteren universellen Bezugsproblem der Menschengattung im Zusammenhang: mit der Reproduktion der Gesellschaft im Geschlechter- und Generationenverhältnis.

Es werden trotz allen Vorbehalten immer wieder Versuche gemacht, Klassenanalysen der Gegenwartsgesellschaft im Anschluss an klassische Texte durchzuführen. Die Verbindung von Motiven bei Marx und Weberspielt dabei oftmals eine entscheidende Rolle. Auch unabhängig davon sind die Rückgriffe auf das Achsenkreuz von *Reichtum, Macht und Ehre* in fast allen Diskursen über soziale Ungleichheit zu erkennen.

KAPITEL 9. DAS VERSCHWINDEN DER KLASSEN IN DER THEORIE

Die Existenz der Klassen – Ein umstrittenes Phänomen.

Im Lichte der vorhergehenden Ausführungen komme ich nochmals auf Kontroversen über die Brauchbarkeit des Klassenbegriffs als Kategorie der Gesellschaftswissenschaften sowie des politischen Diskurses zurück. Normalerweise werden die skizzierten theoretischen, historischen und/oder politischen Argumente geltend gemacht, wenn es um das Sein oder Nicht-Sein der sozialen Klassen geht. Überdies ist die Gleichung Klassentheorie = Sozialismus = politisches Übel weiterhin im Gebrauch. Obendrein können die Darstellungen des Klassenbegriffs je nach den gesellschaftstheoretischen Annahmen, die ihnen zugrunde liegen, ganz verschieden ausfallen. Er gilt entweder als unverzichtbar oder als inzwischen völlig veraltet und unbrauchbar.

In zahlreichen geschichts- und gesellschaftswissenschaftlichen Untersuchungen der Ungleichheitsstruktur von „Staatsgesellschaften“¹⁸⁴ finden Klassen gar keine Berücksichtigung mehr. Aber es gibt noch einige Fälle, in denen ihnen wenigstens im Hinblick auf eine bestimmte Zeitspanne Relevanz für die Darstellung der Ungleichheitsordnung einer Gesellschaft zugesprochen wird. Das gilt nicht zuletzt für Untersuchungen der frühen Phase der Industrialisierung in Europa, also bei der Betrachtung der einsetzenden Proletarisierung breiter Bevölkerungsmassen – wofür Großbritannien zunächst das klassische Beispiel liefert. Beim Blick auf die Wohlstandsgesellschaften der jüngeren Vergangenheit und Gegenwart sieht das oftmals völlig anders aus. Da wird der „Tod der Klassen“ registriert und propagiert. Der Gründe werden dafür viele und – ja nach Theorie – verschiedene geltend gemacht. Sie werden beispielsweise den scheinbaren unbelehrbaren Vertretern der überlieferten Klassentheorie, insbesondere als Dilemmata der Marxschen Theorie vorgerechnet. Pakulski und Waters nennen deren dreie:

1. *Das Dilemma der Identität.* Je erfolgreicher die Anpassung zwischen den Schemata der Klassenanalyse und den tatsächlichen sozialen Formationen durchgeführt wird, desto geringer – so heißt es – werden die Unterschiede im Vergleich mit anderen Mustern der mengenlogischen Einordnung der relevanten Phänomene. Wenn das heißen sollte, sämtliche Untersuchungen der

¹⁸⁴ Das ist ein Begriff, den Hegel mit Fug für die *societas civilis* verwendet, solange es nicht in einem so weitreichenden Maße wie in der Moderne zu einer Trennung von staatlicher und gesellschaftlicher Sphäre gekommen ist, wie sie Hegel schon zur Kenntnis nimmt.

Muster sozialer Diskrepanzen müssen irgendwie mit dem Spannungsverhältnis zwischen der empirischen Ausprägung sozialer Ungleichheit(en) und Klassifikationen zur genaueren Erfassung der Phänomene fertig werden, dann ist dem nicht zu widersprechen. Und dass empirisch gehaltvolle Klassifikationen immer auch anders vorgenommen werden können als im je konkreten Fall, hat sich herumgesprochen. Auch dem Befund, dass sich nahezu alle Ungleichheitstheorien, auch die Klassentheorien im Achsenkreuz von Reichtum, Macht und Ehre bewegen, lässt sich nach meiner Auffassung wenig entgegenhalten. Aber wenn darüber hinaus gemeint sein sollte, die Projekte der Ungleichheitsforschung näherten sich in ihren ungleichheitstheoretischen Voraussetzungen im Falle des gelingendem Realitätsbezugs einander an, so dass gar keine ernsthaften Differenzen zwischen Klassentheorien und anderen Theorien sozialer Diskrepanzen mehr zu erkennen sind, dann spricht m. E. wenig bis gar nichts dafür. Für Differenzen sorgt allein schon der theoretische Hintergrund von Klassifikationen.

2. *Das Dilemma der theoretischen Irrelevanz.* Je mehr sich das „Klassenparadigma“ mit seinen Aussagen gegenwärtigen sozialen Konflikten, Ungleichheitsstrukturen sowie den aktuellen Erscheinungsformen sozialen Wandels annähert, desto irrelevanter wird es in Theorie und Praxis – so lautet die Behauptung. Diese steht zunächst einfach so da. Zusammen mit Punkt 1 soll das vielleicht so gelesen werden: Je detaillierter die Klassenanalyse, desto weniger passt sie auf die gesellschaftliche Wirklichkeit und dadurch wird sie belanglos.

3. *Das Dilemma der ideologischen Relevanz.* Nach dem Eindruck der beiden Autoren bleibt dann, wenn die Anhänger der Klassentheorie sorgfältigere und erfolgreichere Korrekturen ihres Paradigmas vornehmen, immer weniger von der politischen Anziehungs- und Eindruckskraft der Klassentheorie sowie ihrer emanzipatorischen Versprechungen übrig. Die Klassentheorie hat nicht nur den empirischen und geschichtlichen Boden, sondern auch den politischen unter ihren Füßen verloren.¹⁸⁵

Die These von den drei Dilemmata liefert eines der vielen Beispiele für die Annahme einer grundsätzlichen oder inzwischen eingetretenen Irrelevanz der Klassentheorie. Obendrein hat sich auch der akademische Pulverdampf der Auseinandersetzungen, die vor allen in den 60er und 70 oftmals auch im Westen unter Rückgriff auf die blauen Bände von Marx und Engels und im Namen des Sozialismus an den Universitäten stattfanden, sehr weitgehend gelegt. Damals sind die politischen Auseinandersetzungen mit und über den Klassenbegriff (abgesehen von ihrer besonderen Virulenz im Europa des 19. Jhs.) im Angesicht der proletarischen Bewegungen und sozialistischen Parteien und Staaten – nicht zuletzt auch zu Zeiten des kalten Krieges – besonders heftig gewesen. Noch heute gelten in den USA demokratische Vertreterinnen und Vertreter radikalerer Reformen nicht einfach nur als verdächtige „liberals“, sondern als „Sozialisten“, d.h. zugleich als Parteigänger des diktatorischen Kommunismus.

Adornos Diktum: „Alle Gesellschaft ist noch Klassengesellschaft“ bildet den Gegenpol zu den vielfältigen Variationen des Themas, der Klassenbegriff sei aus diesen oder jenen Gründen unbrauchbar geworden oder immer schon unbrauchbar gewesen. In der (west)deutschen Soziologie nach dem Zweiten Weltkrieg gibt es eine Abfolge von Theorien sozialer Diskrepanzen, die sich um die Beerdigung des Klassenbegriffs bemühen. Sie können das Bild von der Streitzone weiter

¹⁸⁵ J.Pakulski/M. Waters: *The Death of Class*, London 1996, S. 23

vertiefen. Dabei wurde (und wird) der Schichtbegriff oftmals an die Stelle des Klassenbegriffs gerückt. Er stützt sich nicht zuletzt auf

Übliche Einsprüche gegen die Klassentheorie.

Helmut Schelsky (1912-1984) macht sich nach dem zweiten Weltkrieg in der neuen Bundesrepublik auf die „Suche nach Wirklichkeit“ und findet sie in der „nivellierten Mittelstandsgesellschaft.“¹⁸⁶ Deren Ungleichheitsstruktur lässt sich nach seiner Auffassung nicht länger mehr mit den Mitteln der Klassentheorie erfassen. Es gibt bei ihm eine Reihe von Gründen, die sich teilweise in verschiedenen anderen Schriften vorfinden, wenn es darum geht, Marx und seinen Klassenbegriff in die Vorgeschichte der Disziplin zu verweisen. Bei Schelsky übernimmt insbesondere die Nivellierungsthese diese Rolle, die seinem Ansatz den Namen gegeben hat.

1. *Die Nivellierungsthese:* Das Argument lautet: Eine außerordentliche Steigerung der Mobilität hat die Sozialstruktur der BRD wesentlich durchlässiger gemacht habe als je zuvor. Die alten „ständisch geprägten Berufsgruppen“ haben eine „Entdifferenzierung“ erfahren. Ihr fester Stand habe sich gelockert. Ein Effekt dieser Entwicklungen besteht für Schelsky darin, dass die Klassegegensätze entschärft und die Hierarchie der sozialen Ungleichheiten so weitgehend abgebaut wurde, dass von einer Nivellierung der wirtschaftlichen und politischen Positionen der Menschen in der BRD die Rede sein könne. Es kommt demnach zu einer Herausbildung „einer verhältnismäßig einheitlichen Gesellschaftsschicht“, die „ebenso wenig proletarisch wie bürgerlich“ verfasst ist.¹⁸⁷ So recht mag dies jemand angesichts der Schere zwischen Arm und Reich kaum noch jemand vertreten.

2. *Die Homogenisierungsthese:* Nicht nur nach Schelskys Auffassung wird die Tendenz zur Angleichung der wirtschaftlichen und politischen Positionen von einem Prozess der Vereinheitlichung der Milieus und Verhaltensweisen der Menschen begleitet. Man könne sie zwar als „kleinbürgerlich-mittelständisch“ beschreiben, sie zu erfassen, sei sogar nicht mehr im Rahmen von Modellen hierarchisch gegliederter und geschichteter Gesellschaften möglich. Somit ergebe sich ein „verhältnismäßig einheitliche(r) Lebensstil der nivellierten Mittelstandsgesellschaft.“¹⁸⁸ Ein Ausdruck dafür liefere die Angleichung der Konsumgewohnheiten. Der Annahme, dass hierarchische Gliederungen tendenziell eingeebnet seien, konnte ebenfalls kaum jemand damals und heute zustimmen.

3. *Die Entschichtungsthese:* An die Stelle der klassischen Formen der Mobilität, also des Auf- und Abstiegs im System der Schichten der Gesellschaft ist ein

186 H. Schelsky: Auf der Suche nach Wirklichkeit. Gesammelte Aufsätze, Düsseldorf/Köln 1965.

187 A.a.O., S. 332.

188 Ebd.

Abbau der Bedeutung der Schichten überhaupt getreten. Nicht nur die Klassen, sondern auch die Schichten verschwinden nach Schelskys Eindruck.¹⁸⁹

4. *Die These von der ideologischen Relevanz von Klassen- und Schichtvorstellungen:* In einer Hinsicht kommt für Schelsky Kategorien wie „Klasse“ oder „Schicht“ dennoch eine besondere gesellschaftliche Relevanz zu. Es handelt sich um *topoi*, die immer noch im gesellschaftlichen Bewusstsein vorhanden sind und von daher ihre praktische Relevanz behalten. Es zeigt sich ein folgenreiches „Festhalten an veralteten sozialen Leitbildern.“¹⁹⁰ Gesellschaftliches Sein und gesellschaftliches Bewusstsein passen gleichsam nicht zusammen; es gibt einen *cultural lag*.

5. *Die These von den Aufstiegsillusionen:* Nach Schelsky müssen Orientierungen, die sich am Bild einer Schichthierarchie als Erfolgsleiter festmachen, als Ausdruck einer „konstitutionellen Irrealität des Selbstbewusstseins“ verstanden werden. Dieses falsche Bewusstsein pralle wegen der faktischen Einebnung der Hierarchien auf die tatsächliche „Unerfüllbarkeit der sozialen Aufstiegsbedürfnisse.“¹⁹¹

6. *Die These von der Neuformierung sozialer Konflikte.* Nivellierung bedeutet für Schelsky keine *Harmonisierung* oder *Konfliktlosigkeit*. Aber an die Stelle der alten Klassengegensätze treten Spannungsverhältnisse wie vor allem die, welche sich als „Interessengegensätzlichkeit der intimen primären Gruppierungen einerseits und der abstrakten bürokratischen Großorganisationen andererseits“ äußern.¹⁹² Das klingt fast wie Habermas' Unterscheidung zwischen System und Lebenswelt. Nicht alle der Einwände Schelskys sind zu Standardvorbehalten geworden.

Es gibt noch zahlreiche andere Standardargumente, welche die in den verschiedensten Schriften auftauchenden Argumente wider die klassische Klassentheorie prägen. So zum Beispiel:

7. *Die Negation der Dichotomisierungsthese.* Marx' Prognose, die Gruppen in „mittleren Lagen“ (Zwischenklassen) würden im Verlauf der kapitalistischen Entwicklung und ihrer Klassenkonflikte zwischen Kapitalherren und Proletariern aufgegeben, hat sich nicht bestätigt. Das gilt sicherlich für mittelalterliche Zunft-handwerker, hörige Kleinbauern, Einzelhändler (z.B. in den klassischen „Kolonialwarenläden“), wandernde Gesellen sowie eine Reihe für damals charakteristischer „mittelständischer“ Lebensformen, nicht zuletzt für Inhalte mittelalterlicher Wirtschaftsgesinnungen. Doch an deren Stelle ist ein „neuer Mittelstand“ getreten: angestellte Büroarbeiter, Beamte, Landwirte als Betriebsführer mit Gewinnorientierung, kleine und große Handwerksbetriebe, Facharbeiter etc. Dieser geschichtliche Befund ist in seinen Grundzügen zweifellos stichhaltig, aber seine

189 Ebd.

190 Ebd.

191 Schelsky vermutet einen Kulturbruch, den er an der schrumpfenden Bedeutung des klassischen Proletariats festmacht.

192 A.a.O., S. 334.

Funktion als Falsifikator für die Klassentheorie von Marx m. E. entschieden weniger. Denn er hängt von der Reduktion der surplus-theoretischen Klassenanalyse im Anschluss an die Kritik der politischen Ökonomie auf das dichotomische Zwei-Klassen-Schema ab. Dass dieses nur die Kernstruktur eines Gesellschaftstypus erfasst, habe ich zu zeigen versucht.

8. *Die Transformation der „Arbeiterfrage“*. Seiner Zeit gerecht legt Marx einen starken Akzent auf das Schicksal des Industrieproletariats und knüpft weitgehende Hoffnungen an die Arbeiterbewegung. Das Industrieproletariat hat im 19. Jh. in der Tat nicht nur die „Arbeiterfrage“ als Bezugsproblem der Sozialpolitik aufgeworfen, sondern darüber hinaus auch politisch partiell erfolgreiche Kämpfe um die Interessen der lohnabhängig Beschäftigten in Gang gehalten. Es handelte sich um Kämpfe, die sich bis zu revolutionären Bewegungen zuspitzen konnten (Oktoberrevolution; Revolutionsbestrebungen in Deutschland nach dem Ersten Weltkrieg etc.). Aber der Kapitalismus ist auf diesen Wegen nicht abgeschafft worden, geschweige denn, dass der Mechanismus der Surplusappropriation – nicht nur in „kapitalistischen“ Ländern – aufgrund der gesellschaftlichen Veränderungen seine Bedeutung verloren hätte. Zugleich hat das klassische Industrieproletariat aufgrund einschneidender Änderungen des Industriesystems an Gewicht verloren. Damit verschwinden die Klassen? – *Non sequitur!*

9. *Postindustrielle Gesellschaft?* In der Tat haben sich Entwicklungen in der Produktionsweise durchgesetzt, welche das überlieferte Bild von der Industriegesellschaft grundsätzlich in Frage stellen. So ist einerseits der „primäre Sektor“ der Wirtschaft, die Landwirtschaft, welche als die dominierende Produktionsweise den Typus der vorindustriellen Agrargesellschaft in all ihren Variationen prägte – immer weiter geschrumpft. Die ihrerseits industrialisierte und mechanisierte Landwirtschaft sichert in den hoch entwickelten Gesellschaften mit immer weniger (Klein-)Betrieben und immer mehr Agrarfabriken ein hohes Versorgungsniveau der Bevölkerung. Andererseits haben sich auch im sekundären (industriellen) Sektor einschneidende Veränderungen abgespielt. Der Konkurrenzkapitalismus – den es in seiner „reinen“ Form nie gegeben hat – wird durch den Monopolkapitalismus mit seinen globalisierten Betrieben abgelöst. Die Kontrolle der Betriebe durch ihre Besitzer ist weitgehend von der Managerkontrolle abgelöst worden, wobei die Manager den *shareholder value* zu maximieren haben. Zugleich schrumpft der industrielle Sektor, so dass einige Autorinnen und Autoren von der „post-industriellen Gesellschaft“ sprechen. Den Grund dafür liefert

10. *Die Ausbreitung der Dienstleistungsgesellschaft*. D.h.: Der tertiäre Sektor erfährt eine so starke Ausdehnung, dass die Gesellschaft der jüngeren Vergangenheit und der Gegenwart als Dienstleistungsgesellschaft bezeichnet wird. Der sekundäre Sektor – nicht zuletzt der Bereich der Schwerindustrie und des Bergbaus – ist deutlich geschrumpft, während der IT-Sektor im Dienstleistungsbereich als die zukunftstragende Technologie immer weiter ausgebaut wurde bzw. werden soll.

11. *Die Rolle des Interventionsstaates.* Die Utopie des einschränkungslos „freien“, allein dem Konkurrenzmechanismus unterworfenen Markt, reibt sich am wachsenden Anteil der Staatsaktivitäten am Bruttosozialprodukt. Deswegen ist auch vom modernen *Interventionsstaat* die Rede. In der Hochphase des Neo-Liberalismus steckte das gegen diese Tendenz gerichtete *Deregulierungspostulat* ein zentrales politisches Ziel ab. Aber die Finanzkrise und deren Folgen haben Bild und Einstellungen verändert. Seit und mit der Coronapandemie ist der Ruf nach staatlicher Hilfe und Ausgleichszahlung nur noch stärker geworden, so dass inzwischen sogar die schwarze Null errötet.

12. *Die Wohlstandsgesellschaft.* Als eines der stärksten Argumente wider Marx'sche Prognosen gilt der wachsende Wohlstand der unteren Klassen und Schichten im Zuge der Entwicklung des Kapitalismus zur *Wohlstandsgesellschaft*. Gleichzeitig wird eine weitreichende Angleichung der Konsumstile registriert. Dies – so lautet die These – trägt entscheidend zu einer Auflösung klassischer proletarischer Milieus, gleichsam zur Verbürgerlichung der Unterklassen (*l'embourgeoisement*) bei.

13. *Der affluent worker.* „Verbürgerlichung“ hat den wachsenden Wohlstand der Arbeiterklasse zur Voraussetzung. Goldthorpe *et altera* haben den Typus Arbeiter untersucht, der – wenn auch bestimmt nicht im Überfluss – sich des Wohlstandes erfreuen kann.¹⁹³ Meistens bedeutet auch hierbei Marx die Kontrastfolie: Von einer Verelendung des Proletariats, die Marx zweifellos am Schicksal vieler Arbeiterfamilien – nicht zuletzt aufgrund ihrer Arbeitsbedingungen in den Fabriken der sich abzeichnenden Industriegesellschaft ablesen konnte – kann in den Konsumgesellschaften wahrlich nicht länger mehr in einer vergleichbaren Form die Rede sein. Für Marxkritiker aller Art wird dann später das Auftreten des *affluent worker* in der „Wohlstandsgesellschaft“ zum Anstoß dafür, der Kritik der politischen Ökonomie insgesamt die Brauchbarkeit bei einem Alterungsprozess zuzuschreiben, der sie unbrauchbar mache.

14. *Die innere Inhomogenität der Arbeiterklasse:* Bei Marx und Engels mag „das“ Proletariat oftmals als homogene Gruppierung erscheinen, aber innerhalb „des“ Proletariats sind immer schon weiterreichendere innere Differenzierungen zu erkennen gewesen. Im Zuge des technischen Fortschritts gibt es ganz unterschiedliche Anforderungen an die Qualifikation der abhängig Arbeitenden. Dadurch entstehen deutlich verschiedene Einkommenschancen und signifikante Einkommensunterschiede innerhalb der Arbeiterschaft selbst. Aus diesem Grunde macht es auch keinen Sinn mehr, „der“ Klasse der Arbeiter einheitliche Interessen zuzuschreiben – so heißt es.

15. *Der Mythos vom dualistischen Zweiklassenschema:* Weil die Kritik der politischen Ökonomie das zweipolige Verhältnis von Lohnarbeit und Kapital als die Kernvorstellung der Gesellschaft und zugleich als die Kernvorstellung der

193 Vgl. J. H. Goldthorpe et. alt.: *The Affluent Worker*, 3 Bände, Cambridge 1968/69.

Theorie hervorhebt, ist verschiedentlich der Vorbehalt geltend gemacht worden, es handele sich um ein dichotomisches Zweiklassenschema das der inneren Differenzierung des sozialen Systems der kapitalistischen Gesellschaft nicht gerecht werden könne. Diese Annahme halte ich für schlicht falsch.

Die Schichten als Statthalter der Klassen.

Dass die Zeit der Klassenanalyse und der Klassenpolitik abgelaufen sei, wenn nicht gar der gesamte Klassendiskurs grundsätzlich als obsolet abgebucht wird, bedeutet keineswegs, sämtliche Autorinnen und Autoren, welche einige der genannten Thesen vertreten, befassten sich nicht länger mehr mit sozialen Diskrepanzen und/oder sozialer Ungleichheit überhaupt. Sie sehen jedoch die Klassengesellschaft im „Schmelztiegel.“¹⁹⁴ Gleichzeitig rückt für einige von ihnen ein neuer Typus von gesellschaftlichen Ungleichheiten auf gesamtgesellschaftlichem Niveau in den Vordergrund. In einer Reihe von Fällen tritt der Begriff der *Schicht* an die Stelle der Kategorie der Klasse. Theodor Geiger (1891-1952) hat der in diese Richtung laufende Entwicklung entscheidende Anstöße gegeben. Im Amerikanischen (anders als in Großbritannien) hat allerdings *class* immer schon die Statüs von Personen und Gruppen in einer Schichthierarchie und nicht „Klasse“ im klassischen Sinn, geschweige denn in dem von Marx bedeutet. Ursprünglich dessen Lehre keineswegs ablehnend gegenüberstehend, setzt sich Geiger kritisch mit Prognosen auseinander, die Marx mit Blick auf die Zukunft der kapitalistischen Gesellschaft abgegeben hat (s.o.). Falsche marxistische Voraussagen bieten ihm den Anlass für seine These von der Einschmelzung des Klassenbegriffs. Auch Theodor Geiger will schon 1949 der Fiktion eines Zweiklassenmodells der Klassengesellschaft einen Begriff entgegensetzen, welcher der Vielschichtigkeit der gesellschaftlichen Ungleichheitsstruktur moderner Gesellschaften besser Rechnung trägt als der Klassenbegriff: das ist für ihn der Begriff der *sozialen Schicht*. Keine Theorie kann sich ganz frei von bildhaften Vorstellungen, Metaphern und Analogien halten. *Stratum* bedeutet im Latein ein Polster oder eine Satteldecke, aber auch Ablagerungen wie bei den Erdschichten (*strata*) können gemeint sein. Von daher wird die Schichtforschung auch als *Stratifikationsforschung* bezeichnet. (Demgegenüber dominiert bei Marx zur Veranschaulichung die Kreislauffigur). Die einzelnen *strata* setzen sich aus vergleichbaren *Positionen* zusammen, wobei an das Tun und Lassen ihrer Inhaber bestimmte *Erwartungen* gerichtet sind. Diese Positionen werden vorzugsweise nach dem Grad der *Ehre* (des gesellschaftlichen Ansehens, des Sozialprestiges) geordnet, was eine *Statushierarchie* wie bei den Skalen des Prestiges aktueller Berufe ergibt. Die Positionen werden also meist als Stellungen im Berufsleben behandelt. Personen mit gleichem Status befinden sich in einer gleichen Lage. Die Frage für die Korrelationsstatistik ist, ob sie überhaupt gemeinsame Interessen, Orientierungen, Wünsche und Pläne

¹⁹⁴ Th. Geiger: Klassengesellschaft im Schmelztiegel, Köln/Hagen 1949.

haben. Völlige Homogenität ist auch in diesem Falle nicht zu erwarten. Offensichtlich liegt der Hauptakzent von Schichttheorien im Achsenkreuz von Reichtum, Macht und Ehre auf der *Ehre*, auf dem Ansehen (Sozialprestige). Schichttheorien unterscheiden sich je nachdem, wie stark das Gewicht ist, das sie auf das Merkmal des Prestiges legen. Das lässt sich gut an der Definition des Schichtbegriffs ablesen, die Th. Geiger vorgeschlagen hat: „Jede *Schicht* besteht aus vielen Personen (Familien), die irgendein erkennbares Merkmal gemeinsam haben und als Träger dieses Merkmals einen gewissen Status in der Gesellschaft und im Verhältnis zu anderen Schichten einnehmen. Der Begriff des *Status* umfasst Lebensstandard, Chancen und Risiken, Glücksmöglichkeiten, aber auch Privilegien und Diskriminierungen, Rang und öffentliches Ansehen.“¹⁹⁵ Das Sozialprestige steht eindeutig im Zentrum dieser Definition. Reichtum und Macht tauchen jedoch implizit ebenfalls auf. Denn die Dimensionen Reichtum und Armut scheinen im „Lebensstandard“ aufgehoben, während Macht und Herrschaft an die Kategorien „Privileg“ und „Diskriminierung“ gekoppelt sein könnten. Auf diese Weise wird der Schichtbegriff zumindest indirekt im ungleichheitstheoretischen Achsenkreuz von Reichtum, Macht und Ehre verortet. Es gibt Fälle, in denen *status* die Lage einer Person oder Gruppe auf *irgendeiner* Skala meint, die *irgendwelche* Über- und Unterordnungen markiert. „Die bessere oder schlechtere Stellung eines Menschen im Oben und Unten einer Dimension sozialer Ungleichheit wird üblicherweise als '*status*' bezeichnet. In der neueren Literatur zur Ungleichheitssoziologie wird dieser Begriff auf alle Dimensionen sozialer Ungleichheit angewendet.“¹⁹⁶ Damit verschwimmen die Begriffe endgültig. Denn nach diesem Verständnis läge überall da, wo sich die Stellung von Personen und Gruppen auf zumindest ordinalskalierten Stufenleitern irgendeiner Hierarchie lokalisieren lässt, eine Schichtung vor. Schichtung erscheint als Hierarchisierung überhaupt und wird mit „sozialer Ungleichheit“ deckungsgleich verwendet. Aber was ist mit wohlverdienten Meriten?

Eine Art Zwischenstellung zwischen einem explizit oder implizit im Achsenkreuz von Reichtum, Macht und Ehre verorteten Schichtbegriff – wobei die „Ehre“ stets die Grundbestimmung abgibt – und der Universalisierung des Status-Hierarchiegedankens nimmt das Verfahren der Kategorisierung von Schichten mit Hilfe von Indices ein. Als schlichtester Index, der jedoch bis auf den heutigen Tag in den verschiedensten Studien der Sozialstrukturforschung, vor allem in der Markt- und Meinungsforschung Verwendung findet, kann der SEB-Index angesehen werden. **S** steht für „Schulbildung“, **E** für „Einkommen“, **B** für „Beruf.“ Die Schulbildung wird mit einer Rangskala „gemessen“, die weitgehend den Schulstufen bzw. den Schulabschlüssen entspricht. Der Realschulabschluss nimmt einen höheren Rang

¹⁹⁵ Th. Geiger: Theorien der sozialen Schichtung, in ders.: Arbeiten zur Soziologie, Neuwied 1962, S. 163. Vgl. auch Th. Geiger: Die soziale Schichtung des deutschen Volkes. Soziographischer Versuch auf statistischer Grundlage (1932), Stuttgart 1998.

¹⁹⁶ St. Hradil: Soziale Ungleichheit in Deutschland, Wiesbaden 2005 (8. Auflage), S. 33.

als der Volksschulabschluss ein usf. Das Einkommen kann – anders als der Schulabschluss – auf dem höchsten Skalenniveau, d.h.: auf dem Rationalskalenniveau ermittelt werden. Denn das Einkommen kann gleich Null oder unter Null sein. Der „Messung“ des Berufsprestiges liegen wiederum Rangskalen zugrunde, die das Ansehen messen, welches mit signifikanten Berufen verbunden ist. Beim Berufsprestige kann man repräsentativ ausgewählte Personen dazu anregen, eine Liste von Berufspositionen nach dem Kriterium ihres gesellschaftlichen Ansehens zu hierarchisieren. Nach den Ergebnissen der „Allensbacher Berufsprestigeskala®“ z.B. stehen helfende und rettende Berufe an erster Stelle der Skala: Arzt vor Krankenschwester, Polizei, Lehrer(innen) ... Am unteren Ende finden sich Politiker, Banker und am Schluss Fernsehmoderatoren wieder. In anderen Skalen stehen Feuerwehrleute an erster Stelle. Aus der Stellung der einzelnen Person auf den drei Skalen wird ihr Index „berechnet“. Die mathematischen Probleme der Umrechnung von Einzelwerten, die auf verschiedenen Typen von Skalen liegen, zu einem „Index“ als einheitlicher Maßzahl, auch mögliche „Gewichtungen“ von Werten, muss man tapfer beiseiteschieben. Gleichwohl lässt sich der verblüffende Sachverhalt festhalten, dass jemand, der oder die auf der Einkommensskala ziemlich weit oben steht, eine Hochschulbildung aufweist und als Gymnasiallehrer(in) tätig ist, einen signifikant höheren sozialen Status insgesamt aufweist als diejenige Person, welche als Immobilienmakler bei spärlichem Umsatz im Hinterhofbüro tätig ist. Auf dieser Basis werden dann auch die Schichten voneinander abgegrenzt. Ab einem Indexwert von x gehört man zur Mittelschicht bis zu einer Obergrenze y usf. Eine Spannbreite der höchsten Werte auf den drei Skalen verweist auf „oben“ = Oberschicht. Die Unterschicht, in der sich Personen mit (vergleichsweise) geringem Einkommen, niedriger Schulbildung und Berufen mit geringem Sozialprestige befinden von der Art der „Hilfskräfte“ bildet das andere Ende. Die Mittelschicht liegt dazwischen. Damit steht das höchst vereinfachte, aber keineswegs ungebräuchliche Schema von Oberschicht (OS), Mittelschicht (MS) und Unterschicht (US) zu Verfügung. Dass es sich dabei um äußerst inhomogene Gruppierungen handelt, liegt auf der Hand. Deswegen gab und gibt es verschiedene Vorschläge, ein differenzierteres Bild der Schichtstruktur der BRD oder anderer Gesellschaften zu zeichnen. Es werden „Schichtmodelle“ vorgeschlagen, die jedoch keine Modelle in einem strengeren wissenschaftssoziologischen Sinn sind, sondern graphische Veranschaulichung mehrerer Schichten, also Schemata darstellen. Da gibt es beispielsweise das Zwiebelmodell sozialer Schichtung, das K. M. Bolte in den 70er Jahre des vorhergehenden Jhs. vorgeschlagen hat.¹⁹⁷ Um ein Zwiebelmodell handelt es sich deswegen, weil die Statuszonen der Oberschicht und der „oberen Mitte“ vergleichsweise schwach besetzt sind (damals 2 bzw. 5%). Darunter gibt es den sog. „Mittelstandsbauch“ als die breite (70%), aber keineswegs nivellierte Mittelschicht. Dabei wird eine

¹⁹⁷ K. M. Bolte/St. Hradil: Soziale Ungleichheit in der Bundesrepublik, 4. Auflage, Opladen 1984, S. 350 f.

Binnengliederung in „mittlere Mitte“, „untere Mitte“ und „unterste Mitte“ vorgenommen. Der Mittelstandsbauch verdankt sich vor allem dem „neuen Mittelstand“, wozu Angestellte und die verschiedensten Dienstleister gehören. Doch auch eine „Arbeiterelite“ wird hinzugerechnet. Ganz unten mündet die Zwiebel dann wieder in eine dünne Spitze aus. Es handelt sich um die Statuszone der „sozial Verachteten“ (ca. 4 % damals). Heute würde man insbesondere vom „Prekariat“ sprechen. Es gibt eine Reihe anderer „Schichtmodelle“. In weiteren Fällen kann die geschichtete Gesellschaft z.B. als eine Pyramide erscheinen, die eine breite Bodenplatte und eine dünne Spitze aufweist. Oder es wird ein Haus gebaut, das mehrere, nach oben hin schmaler werdende Stockwerke enthält.¹⁹⁸ Die häusliche Gruppenbestimmung fällt differenzierter aus als manch anderes Schema: Unten findet man die un- und angelernten Arbeiter sowie eine un- und angelernte Dienstleistungsschicht, über der die gelernte und ausführende Dienstleistungsschicht steht. Parallel zu dieser sind die Facharbeiter gelagert. Im nächsten Stockwerk darüber befindet sich die breite, mittlere Dienstleistungsschicht, an deren unteren Ende auch die Arbeiterelite eingepasst wird. In einer sich zur Pyramide formierenden, dünner werdenden Spitze haust die „höhere Dienstleistungsschicht“ und *on the top* ragt die dünne Spitze (1%) der „Machtelite“ in den Himmel. Zu den Besonderheiten des Hauses gehört, dass ein „selbständiger Mittelstand“ einen Wohnbereich einnimmt, der knapp unterhalb der Spitze beginnt und bis zur Bodenplatte der „mittleren Dienstleistungsschicht“ reicht.

Jenseits von Stand, Klasse und Schicht?

Es gibt das Patriarchat als nicht mit den Klassen identische soziale Diskrepanz. Aber wenn die Klassen weggedacht werden, was Anderes soll an deren Stelle getreten sein? Was, wenn wie bei Schelsky, sogar das Verschwinden der Schichten angenommen wird. Je nachdem, welche grundlegende Umwälzungen der Kernstruktur menschlichen Zusammenlebens vorausgesetzt werden, müsste eigentlich ein völlig neuer Gesellschaftstypus angenommen werden. Ulrich Beck (1944-2015) ist nicht der einzige, welcher von einem Strukturbruch in der Gesellschaftsentwicklung ausgeht. Doch er erteilt dem Klassenbegriff als „Zombiebegriff“ endgültig den Laufpass. Die Gesellschaft der Gegenwart ist für ihn auf dem „Weg in eine andere Moderne“, die natürlich auch einen neuen Typenbegriff zur Beschreibung der Gesamtverfassung des sozialen Systems verlangt. Das ist für ihn die *Risikogesellschaft*.¹⁹⁹ „Risiko“ bedeutet in diesem Falle weder die Bereitschaft

¹⁹⁸ Vgl. R. Geißler: Die Sozialstruktur Deutschlands. Ein Studienbuch zur Entwicklung im geteilten und vereinten Deutschland, Opladen 1992, vgl. a.a.O., S. 76.

¹⁹⁹ U. Beck: Jenseits von Stand und Klasse? Soziale Ungleichheit, gesellschaftliche Individualisierungsprozesse und die Entstehung neuer sozialer Formationen und Identitäten, in: R. Kreckel (Hrsg.): Soziale Ungleichheiten, Sonderband 2 der Zeitschrift >Soziale Welt<; Göttingen 1983, S. 35 ff. Dazu: U. Beck: Die Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt/M 1986 sowie U. Beck: Die Erfindung des Politischen, Frankfurt/M 1993.

zu einer Maßnahme trotz aller Unsicherheiten, die hinsichtlich ihres Erfolgs oder Ausgangs bestehen. Vielmehr sind gesellschaftliche Problemsituationen gemeint, die bis zur Bedrohung des elementaren Prinzips der Selbsterhaltung führen könnten. Es geht um die Konsequenzen von Entscheidungen, Maßnahmen und Prozessen, welche wachsende Nachteile und immer mehr Schadenswahrscheinlichkeiten für weltweit immer mehr Menschen immer mehr befürchten lassen. Sie können mit unkalkulierbaren und nicht versicherbaren Unsicherheiten auf eine Zukunft der Menschheit hinweisen, wie sie sich beispielsweise aufgrund der Folgen der Atomindustrie oder der Umweltzerstörungen abzeichnen. Beck hat in seinem Buch die unmittelbaren Folgen der Reaktor-Kernschmelze in Tschernobyl vor Augen. Aus solchen tatsächlichen oder erwartbaren Katastrophen zieht er den Schluss, die Sozialstruktur der modernisierten Moderne könne *weder* in der Tradition der „Klassenformierung“ von Karl Marx, *noch* im Einklang mit der Annahme „ständisch-marktvermittelter Vergemeinschaftung in 'sozialen Klassenlagen' bei Max Weber zureichend begriffen werden.“²⁰⁰ Als Grund für diese Annahme bemüht er die These, die „Logik der Reichtumsverteilung“ werde durch eine „Logik der Risikoverteilung“ abgelöst. Damit wird zudem die Surplustheorie der Klassenformierung implizit als veraltet zurückgewiesen! Die überlieferte Klassentheorien hätten zu den Zeiten der „Mangelgesellschaften“ das Gewicht der Theoriebildung und Untersuchung mit Recht auf Probleme der Verteilung sowie auf die Verteilungskämpfe (um das Surplusprodukt) gelegt. Die manifesten oder latenten Auseinandersetzungen zwischen gesellschaftlichen Großgruppen (wie es die Klassen sind) drehten sich zu diesen Zeiten vorwiegend um Besitz und Nicht-Besitz, damit um das Gefälle zwischen Arm und Reich. Aber inzwischen werden die „reichtumsverteilenden“ durch die „risikoverteilenden Gesellschaften“ ersetzt.²⁰¹ Die Industriegesellschaft wird von der Risikogesellschaft abgelöst. Risikogesellschaften sind deswegen keine Klassengesellschaften, weil es *Gefährdungslagen* sind, die nach Beck an die Stelle der überlieferten Klassenlagen getreten sind. Klassengesellschaften waren normativ „in ihrer Entwicklungsdynamik auf das Ideal der *Gleichheit* bezogen ...“ Demgegenüber wird die Risikogesellschaft von einem anderen „normativen Gegenentwurf“ geleitet, der „ihr zugrunde liegt, und sie antreibt.“ Das ist die Norm der *Sicherheit*.²⁰² Im Verlauf dieser Entwicklung, so Beck, kommt es zudem zur „Enttraditionalisierung“ der materiellen, vergleichsweise homogenen Kultur von Gruppen mit einer vergleichbaren Stellung im System der reichumsverteilenden Gesellschaften. Beck spitzt diese These über die Unbrauchbarkeit des Klassenbegriffs zum Zwecke einer Analyse der „anderen Moderne“ unserer (jüngeren) Tage weiter zu. Für ihn macht es inzwischen keinen Sinn mehr, soziale Ungleichheit in Kategorien für Großgruppen wie es die Klassen *und* die Schichten sind, erforschen und kritisieren zu

200 U. Beck: Jenseits von Stand und Klasse? A.a.O., S. 51. (Herv. i. Org.).

201 U. Beck: Die Risikogesellschaft, a.a.O., S. 27.

202 A.a.O., S. 65.

wollen. „Soziale Diskrepanz“ erscheint als irreführender Begriff. Das klingt wie bei Schelsky. Der Risikobegriff lenkt die Untersuchung auch bei der Frage nach Gleichheit und Ungleichheit in eine völlig andere Richtung: Die Risikogesellschaft ist weder eine egalitäre, geschweige denn eine problemfreie Gesellschaft. Im Gegenteil: Im „Zuge der exponentiell wachsenden Produktivkräfte“ als Ausdruck der jüngsten Modernisierungsschübe seien die „Risiken und Selbstbedrohungspotentiale“ in einem Maße angewachsen, so dass inzwischen auch diejenigen von den verschärften Umweltrisiken erwischt werden, welche für deren Entstehung verantwortlich sind und/oder daran verdienen. Beck spricht von einem „Bumerangeffekt“, der für die Risikogesellschaft charakteristisch sei. Das Risiko erwischt die Profiteure selbst. Von daher ergibt sich auch ein einschneidender Unterschied zwischen *Besitz* und *Betroffenheit*. Reichtum kann man besitzen, von Risiken ist man betroffen. Risikogesellschaften implizieren nach seiner Auffassung zu all dem die paradoxe Tendenz zu einer verkehrten Demokratisierung: „Risikogesellschaften sind keine Klassengesellschaften – das ist noch zu wenig. Sie enthalten in sich eine *grenzsprenkende, basisdemokratische Entwicklungsdynamik*, durch die die Menschheit in der einheitlichen Lage zivilisatorischer Selbstgefährdungen zusammengezwungen wird.“²⁰³

Hält man sich an den manifesten Gehalt dieser oder ähnlich klingender Aussagen, dann bleibt nur die Schlussfolgerung: Mit Klassen und Klassenlagen ist auch der ganze Kapitalismus (zugunsten der Risikogesellschaft) verschwunden. Einmal vorausgesetzt, die Annahme, ein wie auch immer veränderte Kapitalismus sei weiterhin eine Klassengesellschaft, wird nicht als extravagant verworfen. *Daran* gemessen ist es verwunderlich, dass Beck gelegentlich das Wort vom „Kapitalismus ohne Klassen“ wählt: „Die Dynamik des sozialstaatlich abgesicherten Arbeitsmarktes hat die sozialen Klassen *im* Kapitalismus ausgedünnt und aufgelöst. Wir stehen – marxistisch gedacht – mehr und mehr dem (noch unbegriffenen) Phänomen eines Kapitalismus *ohne* Klassen gegenüber mit allen damit verbundenen Strukturen und Problemen sozialer Ungleichheiten.“²⁰⁴ Ein Kapitalismus ohne Klassen? Das klingt weniger nach einem empirischen Befund, sondern mehr nach einer *contradictio in adjecto*. Es gibt in der Schrift von Ulrich Beck zudem die Annahme, einen „dualistische Klassenspannung von Bourgeoisie und Proletariat“ bedeute nicht länger mehr die vorherrschende Struktur der Gesellschaft.²⁰⁵ Also ist auch die Kernstruktur von Lohnarbeit und Kapital eine Sache der Vergangenheit. Was bleibt da von „Kapitalismus“ übrig? Wie passen dazu die folgenden Worte? Er attestiert der Risikogesellschaft z.B., dass die „Verbreitung und die Vermarktung der Risiken keineswegs mit der kapitalistischen Entwicklungslogik“ bricht, sondern diese auf eine neue historische Stufe hebt.²⁰⁶ Im

203 A.a.O., S. 63.

204 A.a.O., S. 117 (Herv. i. Org.).

205 A.a.O., S. 338.

206 A.a.O., S. 30.

Gleichklang damit wird betont: „Das Industriesystem *profitiert* von den Missständen, die es produziert, und zwar nicht zu schlecht.“²⁰⁷ Was aber bedeutet „Profit“ in einem Kapitalismus ohne Klassen? Worin besteht in dieser paradoxen Gesellschaftsformation eine „kapitalistische Entwicklungslogik“? Der Autor pflegt einen erstaunlich gelassenen Umgang mit logischen Widersprüchen, deren Behebung nur schwer zu erkennen ist. Zugleich heißt es: Es sind neue soziale Strukturen und Gesetzmäßigkeiten aufgetaucht, welche den das 19. Jh. prägende Klassengegensatz nicht mehr als die „dominante und entwicklungsleitende Struktur“ erscheinen lassen.

Becks Versuch über die Risikogesellschaft liefert *ein* eindrucksvolles Beispiel für eine Reihe von Thesen, welche auch in späteren Diskussionen die Grundlage für Botschaften vom Ableben der Klassenstruktur in den Gesellschaften der modernisierten Moderne liefern sollten. Wenn auch der Kapitalismus irgendwie nicht so ganz, so verschwindet bei ihm der die „traditionelle“ Moderne beherrschende Typus sozialer Diskrepanzen. Eine besondere Rolle spielte dabei wie ansonsten auch der Rückgriff auf historische und empirische Daten, welche allem Anschein nach auf die Kritik der politischen Ökonomie gestützte Prognosen über die Entwicklung der kapitalistischen Gesellschaft widerlegten. Daher: *Adieu aux classes!* H. Schelsky verfuhr noch entschlossener. Nach seiner Meinung im Angesicht der Sozialstruktur und Dynamik fortgeschrittener Gesellschaften sind nicht nur der Begriff der „Klasse“, sondern auch der der „Schicht“ als Grundbegriffe der Gesellschaftstheorie und Sozialforschung obsolet geworden. Es gibt bei ihm also auch noch eine *Entschichtungsthese*. Dieser Blickwinkel auf die Sozialstruktur hoch entwickelter Gesellschaften „des Westens“ wurde nach und nach zur Auffassung zugespitzt, es mache überhaupt keinen Sinn mehr, soziale Ungleichheit auf dem *gesamtgesellschaftlichen* Niveau zu suchen und finden zu wollen. Die einschlägigen Thesen werden so verschärft, dass sich sogar das Verschwinden sozialer Diskrepanzen überhaupt bei gleichzeitigem Fortbestand sozialer Ungleichheiten abzeichnet.

1. *Die Strukturbruchthese*: Jenseits von Stand und Klasse, Marx und Weber, aber auch jenseits der Schichten von Th. Geiger und T. Parsons verorten manche Soziologinnen und Soziologie ihren strukturtheoretischen Standpunkt. Wie sieht dieses Jenseits aus? Die klarsten Antworten auf diese Frage machen mit der These wirklich ernst, die jüngsten Entwicklungen der modernisierten Gesellschaften deuteten darauf hin, dass ein ganz neuer Gesellschaftstypus – jenseits des Kapitalismus oder seiner späteren Phasen wie der „Post-Fordismus“ – am Entstehen sei. Insofern wird ein Strukturbruch in der gesellschaftlichen Entwicklung angenommen. Es findet eine Neustrukturierung der gesellschaftlichen Totalität bzw. ihres Ungleichheitssystems statt. Dieser Befund kommt – unterstellt, es ginge dabei um mehr als die Erregung von Aufmerksamkeit innerhalb der Zunft – in einer

207 A.a.O., S. 74 (Herv. i.Org.).

Abfolge von neuen Typenbegriffe für ganz neue Gesellschaftsformation zum Ausdruck. *Risikogesellschaft*, *Erlebnisgesellschaft*, *Spaßgesellschaft* und was nicht noch so alles. Eine ganz neue – nicht zwangsläufig bessere! – Gesellschaftsformation wird prognostiziert oder imaginiert, für die dann eben ein plakativer Namen zu finden ist.

2. *Die Klasseerosionsthese*: Sie stellt im Grunde ein Implikat der Strukturbruchthese dar. Die Klassen, aber auch die Schichten verschwinden als Erscheinungsformen sozialer Diskrepanzen im Zug der Modernisierung der Moderne. Jedenfalls in der Theorie. Doch am Ende macht es überhaupt keinen Sinn mehr, nach sozialen Diskrepanzen und den sie tragenden Großgruppen zu suchen. Das ist Metaphysik.

3. *Die Pluralisierungsthese*: Einen zentralen Punkt in all diesen Debatten stellt der Verweis auf die fortschreitende innere Differenzierung hoch entwickelter Gesellschaften dar. Die zunehmende Ausdifferenzierung von gesellschaftlichen Subsystemen und die damit einhergehende wachsende Binnenkomplexität des sozialen Systems offenbart sich beim Blick auf das Problem sozialer Ungleichheit in Form einer heterogenen Mannigfaltigkeit voneinander unterschiedener Lebenslagen, Lebensstile, Milieus, worin sich die Individuen befinden und bewegen. Insofern solche Differenzen mit differentiellen Vor- und Nachteilen, Chancen und Risiken, Diskriminierungen und Privilegien, Gratifikationen und Deprivationen verbunden sind, zeigt sich eine Pluralität von ungleichheitsrelevanten Merkmalsdimensionen, worauf ein Individuum jetzt oder im Verlauf seines Lebens ganz verschiedene Positionen einnehmen kann. Älter wird man von selbst. Doch auf der einen Achse steht das Individuum hier oder dort, oben oder unten, in der Mitte oder irgendwo anders im mehrdimensionalen sozialen Raum (Statusinkonsistenz). Die Pluralisierungsthese müsste im Extremfall eigentlich behaupten, der Punktschwarm der Positionen eines Individuums im Achsenkreuz der multiplen Ungleichheitsachsen lasse keine kontinuierliche Zugehörigkeit zu einer homogenen Gruppe mehr erkennen. Aber statistisch gibt es natürlich „clusters“, Merkmalsüberschneidungen verschiedener Personen auf der (den) gleichen Achse(n). Sind sie bloß ein methodisches Konstrukt?

4. *Die Dezentrierungsthese*: Viele Theorien, nicht nur die Kritik der politischen Ökonomie, gehen bei ihrer Theoriebildung und Forschung von irgendwelchen Faktoren oder gesellschaftlichen Bereichen und/oder Prozessen aus, die als „grundlegend“, „basal“, „konstitutiv“ etc. ausgezeichnet werden. Bei Weber sind es vor allem Märkte, bei Marx ist es der ökonomische Reproduktionsprozess. Bell spricht von „axialen Prinzipien“ der Gesellschaft.²⁰⁸ Die konkreteren Aussagen über einen bestimmten historischen Gesellschaftstypus stehen allemal im Zusammenhang mit den Annahmen über die *Kernstruktur* historischer Gesellschaftsformationen. All dem gegenüber lautet die Dezentrierungsthese: „Im Hinblick auf

208 Vgl. D. Bell: Die nachindustrielle Gesellschaft, Frankfurt/M 1979.

das Wirken der vielfältigen Mechanismen, die Ungleichheit hervorbringen, gilt daher festzustellen, dass es in unserer Gesellschaft keinen eindeutig dominanten Bestimmungsgrund für Ungleichheit gibt.“²⁰⁹ Aber wie sind die Reichen reicher geworden als die Armen, wie kommen Machthaber dazu, Macht zu haben und die von ihnen erwartete Ehrerbietung zu genießen?

5. *Die Individualisierungsthese*: Man kann sie als eine in einem bestimmten Zeitabschnitt der soziologischen Theoriebildung in der Bundesrepublik geradezu modische These ansehen. U. Beck legt Wert auf den Hinweis, dass die Individualisierungsthese nichts mit „Atomisierung“, „Vereinzelung“, „Vereinsamung“ oder „Beziehungslosigkeit“ zu tun habe.²¹⁰ Es handele sich vielmehr um eine ganz neue Konstellation des Verhältnisses von Individuum und Gesellschaft. Diese zeichne sich durch „Individualisierungsschübe“ aus, die darin bestehen, dass die Lebensläufe der Einzelnen nicht nur aus den überlieferten Familien-, Berufs- und Betriebsbindungen, sondern auch aus den Bindungen an eine regionale Kultur, Tradition und Nachbarschaft herausgelöst werden. Damit geht – im Einklang mit der Klassenerosionsthese – die Auflösung der „ständisch geprägten Klassen“ (Beck) einher. Die Einbettung des Individuums in Traditionsbestände nimmt insgesamt ab, so dass der Einzelne sich zunehmend auf sich selbst gestellt sieht, aber zugleich wachsenden Kontroll- und Regulierungsprozessen unterworfen wird. Zu den Paradoxien der Individualisierung gehört, dass sie mit einer bis in das Unbewusste hineinreichenden Vergesellschaftung der Menschen einhergeht. Individualisierung bedeutet also keineswegs wachsende Chancen zur Selbständigkeit der Einzelnen. Im Gegenteil. Darin in Übereinstimmung mit der Kritischen Theorie von Horkheimer und Adorno spielen sich für Beck die Individualisierungsschübe in einer Gesellschaft ab, welche die Chancen der Individuen zur Ausbildung und Ausübung ihrer Autonomie immer weiter heruntersetzt.²¹¹

Derartige und weitere Thesen helfen in einer Reihe von Fällen maßgeblich dabei, die sozialen Diskrepanzen vollends aus der Theorie verschwinden zu lassen, wenn sie damit auch nicht unbedingt in der Realität weg sind. In diese Richtung scheinen auch die Ansichten über das

*Das Milieu neuer sozialer Ungleichheiten.*²¹²

zu gehen. Nichts spricht in der empirischen Sozialforschung gegen die Untersuchung einzelner oder vielfältiger sozialer Subsysteme, Subkulturen und spezifischer Milieus. Studien dieses Typs bedienen sich des Öfteren des einfachsten Schichtmodelles (SEB) oder differenzierterer Schichtschemata, um – insbesondere in der Markt- und Meinungsforschung – Korrelationen zwischen

209 K. M. Bolte/ St. Hradil: Soziale Ungleichheit in der Bundesrepublik, a.a.O., S. 350 f.

210 Vgl. U. Beck: die Erfindung des Politischen, Frankfurt/M 1993, S. 149 f.

211 Vgl. a.a.O., S. 152.

212 Vgl. J. Ritsert: Reichtum, Macht und Ehre, Münster, a.a.O., S. 137 ff.

Schichtzugehörigkeit und Konsumverhalten, Wahlverhalten etc. auszumachen. „Soziale Schichtung schlägt sich nieder und lässt sich ablesen am Verhalten der Menschen zueinander. Wer heiratet wen? Wessen Kinder spielen mit wem? Die Antworten auf diese und ähnliche Fragen wie die nach dem Verhalten zur Umwelt beweisen, wie intensiv die soziale Schicht das Individuum bindet. Aber nicht nur das Verhalten der Menschen zueinander lässt soziale Schichten erkennen, sondern auch das sonstige Tun und Lassen, der Lebensstil, soziale Leitbilder, Erziehungs-ideale u.a.m. sind weitgehend schichtgebunden, Wohngegend und Haustyp, Kleidung und Sprachgewohnheiten, Sport und Feriengestaltung können so neben vielen anderen Momenten zu Symbolen sozialer Schichtzugehörigkeit werden.“²¹³ Diese Definition wurde 1958 vorgeschlagen und geht (damals noch) davon aus, soziale Schichten ließen sich als Gegebenheiten „erkennen“ und bestimmte Anschauungen, Einstellungen, Lebenschancen und Verhaltensmuster korrelierten mit der Schichtzugehörigkeit, welche von irgendeinem der einschlägigen Schichtmodelle repräsentiert werden soll. Insofern *gibt* es Schichten noch als Erscheinungsformen sozialer Diskrepanzen. Nicht nur, dass Indikatoren für die Schichtzugehörigkeit in der empirischen Sozial- und Marktforschung weiterhin gebräuchlich sind, z.B. R. Geißler, der mit einem spezifischen Schichtmodell gearbeitet hat, teilt den kritischen Eindruck: „Die Tendenzen zur Entstrukturierung der sozialen Ungleichheit werden *erheblich überzeichnet*.“²¹⁴ In der Tat führt diese Tendenz in einer Reihe von Fällen zu einer so weitgehenden Überspitzung der Pluralisierungsthese, dass die soziale Welt als Ganze wie eine in die heterogene Vielfalt einzelner Milieus mit ihren je *spezifischen* Lebenschancen, Lebensstilen, Mentalitäten und Verhaltensmustern zersprengte Lebenswelt erscheint. Ein kleines logisches Problem entsteht allerdings dadurch, dass dies immer noch eine Aussage über den Zustand „der“ Gesellschaft insgesamt darstellt. M.a.W.: Die Feststellung, dass es ganz verschiedene Subkulturen in einer Gesellschaft gibt, stellt eine Aussage über die Gesamtverfassung dieser Gesellschaft dar. Die Frage drängt sich auf, was dann noch unter „Gesellschaft“ verstanden wird? Im Extremfall erscheinen die alltagsweltlichen Sinnprovinzen als ein Ensemble gegeneinander abgedichteter, „inkommensurabler“ Lebenswelten. Man muss gleichsam neu sozialisiert werden oder umlernen, um erfolgreich in eine andere Lebenssphäre eintauchen zu können. Sozial relevante Unterschiede werden dadurch eher auf einer Horizontalen als auf einer Vertikalen abgetragen, wie sie für das Gefälle auf den Achsen Reichtum, Macht und Ehre als soziale Erscheinungsformen sozialer Ungleichheit charakteristisch ist. Es erscheint mir nicht ganz abwegig, anzunehmen, dass die Pluralisierungsthese explizit oder implizit von der Paradigmenlehre Th. S. Kuhns einerseits, von der Sprachspieltheorie Wittgensteins andererseits beeindruckt ist. Kuhn hat u.a. die These vertreten, die verschiedenen „Paradigmen“, die Kernvorstellungen der unterschiedlichen Theorien, die einander ablösen oder

213 Definition „Schicht“ im Filex: Soziologie, a.a.O., S. 246.

214 R. Geißler: Die Sozialstruktur Deutschlands, a.a.O., S. 69.

befehlen, seien „inkommensurabel“, nicht vergleichbar. Bei Wittgenstein gibt es den Aphorismus, dass das Lernen eines Sprachspiels gleich der Einübung in eine gesellschaftliche Lebensform sei.²¹⁵ Da es eine heterogene Mannigfaltigkeit von Sprachspielen gibt, so wird daraus geschlossen, gibt es auch eine völlig heterogene Mannigfaltigkeit verschiedener Lebensformen. Aus diesem wie immer auch triftigen Befund folgt logisch überhaupt nicht, deswegen seien Lebensformen und Lebensstile „inkommensurabel“ und man könne die Sprechakte und Verhaltensregeln einer anderen Lebensform nur durch einen „Paradigmawandel“ des eigenen Lebensstils lernen, wenn es nicht gar als unmöglich gilt, Regeln anderer Lebensformen in die eigene Sprachspiel-Lebensform zu übersetzen. *Non sequitur!* Über einen Zeitraum hinweg war es in Projekten zur Ungleichheitstheorie und Ungleichheitsforschung geradezu eine Mode, sich mit „neuen sozialen Ungleichheiten“ zu befassen. Es empfiehlt sich nach meiner Auffassung grundsätzlich beim soziologischen Innovationspathos („neu“), das auch in der periodischen Verkündigung griffiger Typenbegriffe für eine „ganz neu“ entstehende Gesellschaftsformation wie die „Risikogesellschaft“ zu vernehmen ist, sich einiger Gewissheiten auf Basis der Erkenntnislogik zu erinnern. Vor allem daran, dass sozial relevante Unterschiede nicht gleich sozialen Ungleichheiten sind. Und aus der Vorstellung, dass ein Gesamtzusammenhang des Lebens in viele Partikel „ausdifferenziert“ ist, folgt nicht, dass es überhaupt keinen Lebenszusammenhang gibt, der in viele „Subsysteme“ gegliedert ist. Wie soll eine Vorstellung sozialer *Ungleichheit* aussehen, die nicht mit der Vorstellung eines *Gefälles* (Hierarchisierung) arbeitet? Ich halte folgende Einwände gegen die Verkündigung des *exitus* der Klassen für höchst bedenkenswert:

(a) Wieso die Ausdehnung des tertiären Sektors ein Argument wider die Brauchbarkeit der Surplus Theorie der Klassenformierung sein soll, erschließt sich mir nicht. Die Kämpfe um das Surplusprodukt wurden und werden in allen Sektoren nicht stillgestellt, auch wenn sie in den geregelten Bahnen von *Arbeitskämpfen* geführt werden, welche auch im Dienstleistungssektor stattzufinden pflegen.

(b) Es hat sich überdies herumgesprochen, dass es nicht nur in den USA (wo das zweifellos besonders krass ist) eine große Kluft zwischen der kleinen Zahl der sog. „Superreichen“, der Gruppe der „Geringverdiener“ und sogar vielen „Mittelständlern“ gibt. Mit umfänglichem Material belegt Th. Piketty die zentrale These seines Buches über >>Das Kapital im 21. Jahrhundert<<: „Wenn die Kapitalrendite dauerhaft höher ist als die Wachstumsrate von Produktion und Einkommen, was bis zum 19. Jahrhundert der Fall war und im 21. Jahrhundert wieder zur Regel zu werden droht, erzeugt der Kapitalismus automatisch inakzeptable und willkürliche Ungleichheiten, die das Leistungsprinzip, auf dem unsere demokratischen Gesellschaften basieren, radikal in Frage stellen.“²¹⁶ Die massiven Widerstände

215 L. Wittgenstein: Philosophische Untersuchungen, Frankfurt/M 1967, Aph. 23.

216 Th. Piketty: Das Kapital im 21. Jahrhundert, München 2020, S. 13 f.

gegen den Klacks einer sog. „Reichensteuer“ hierzulande machen deutlich, wie die Machtverteilung weiterhin aussieht.

(c) Der wachsende Wohlstand der Unterklassen ist zweifellos nicht zu verachten. Aber auch aus diesem Befund folgt auf keinen geraden logischen Wegen, dass die Mechanismen der Surplusappropriation außer Kraft gesetzt seien.

(d) Dass die klassischen proletarischen Milieus, die sog. „Arbeiterviertel“ (wie das Gallus in Frankfurt/M) verschwinden, heißt nicht, es gäbe keine „Armenviertel“ und z.B. das spezifische Milieu des „Prekariats“ mehr. Sog. „soziale Brennpunkte“ sprechen dagegen. Migrant*innen nehmen dabei einen besonderen Status ein. Aber trotz allem ist es nicht so, dass es keine Gemeinsamkeiten der verschiedenen Theorien über soziale Ungleichheit und/oder der Ungleichheitsforschung gibt. Abgesehen von durchaus vorhandenen Gemeinsamkeiten der Begriffsbildung, sind es nicht zuletzt bestimmte normalwissenschaftliche Probleme, vor denen Theorie und Forschung gemeinsam stehen. Dafür nur eine kurze Beispielliste.

Normalwissenschaftliche Probleme der Ungleichheitsforschung.

1. Auch wenn es trivial klingen mag: Ein jeder sozialwissenschaftliche Ansatz, der Aussagen über eine Gruppe, Schicht oder Klasse, überhaupt über soziale Diskrepanzen machen will, steht vor dem Problem sozial relevante Merkmale aufzugreifen, welche für die Zuordnung zu dieser oder jener logischen Klasse von Individuen maßgebend sein sollen.

2. Ein jeder sozialwissenschaftlicher Ansatz, dessen Aussagen sich auf Kollektive oder Kollektivgebilde beziehen, impliziert sozialontologische Voraussetzungen. Gibt es „die Klassen“ als Phänomen in der gesellschaftlichen Wirklichkeit (Sozialrealismus) oder handelt es sich nur um einen mengenlogischen Begriff (Namen), der Merkmale des tatsächlich Existierenden – und das sind allein die Individuen – zusammenfasst (Sozialnominalismus)? Damit steht eine *jede* Theorie kollektiver Gebilde vor dem Problem, ob „Klassen“ oder „Schichten“ nichts anderes als gedankliche Artefakte darstellen und/oder worin deren Bezug zur gesellschaftlichen Realität besteht. Es folgen Bewegungen im Zirkel der Referenz.

3. Je schwächer die Korrelation z.B. zwischen errechneter Schichtzugehörigkeit als unabhängiger Variablen und bestimmten Denk- und Handlungsmustern der untersuchten Gruppierung als abhängige Variable ist, desto mehr erregt ein solches Modell den Verdacht, nicht realitätsgerecht zu sein. Wobei zu allem Überfluss noch das aus elementaren Statistikkursen bekannte Phänomen hinzutritt, dass eine signifikante Korrelation nicht schlankweg als ein realer Kausalzusammenhang gedeutet werden kann.

4. Jede auf Kollektive bezogene Theorie der Sozialstruktur steht vor dem erkenntnislogischen Problem, über die Zugehörigkeit empirischer Fälle zu logischen Klassen entscheiden zu müssen, ohne über einen Zuordnungsalgorithmus zu

verfügen, der es garantieren würde, dass keine nicht mehr eindeutig zuordenbaren Fälle übrigbleiben, die Residualkategorie also eine Besetzung gleich Null aufweist. Sofort paddelt das Schnabeltier wieder durch die Szenerie. Wo gehört es in der Ordnung der Fauna genau hin? Vor all *diesen* Problemen steht auch die Klassentheorie.

5. Ich denke, der Belege dafür sind genug geliefert, dass sich die meisten Ungleichheitstheorie auf vergleichbare Weise im Achsenkreuz der Kantischen Trias: *Reichtum, Macht und Ehre* bewegen.

KAPITEL 10. KLASSE UND DER „SUBJEKTIVE FAKTOR.“ DAS BEISPIEL BOURDIEUS.

Die verschiedenen Tonfolgen, womit in regelmäßigen Abständen das Lied vom Tod der Klassen gesungen wird, werden von einem Generalbass, durch das Kontra eines Basses begleitet, der auf je verschiedene Weisen das wie auch immer veränderte aber fortdauernde Dasein der Klassen betont. H. G. Thien gibt in einem Artikel einen Überblick über verschiedene klassentheoretische Ansätze in den letzten 50 Jahren.²¹⁷ Kein Mensch, bei dem die Ansichten nicht zu einem Dogma nach der Art des Sowjetmarxismus erstarrt sind, wird Zweifel daran hegen, dass sich die Klassen im Verlauf der Entwicklung des sich ändernden Kapitalismus ihrerseits verändert haben und dass damit auch für die Kritik der politischen Ökonomie neue normalwissenschaftliche Rätsel entstehen oder fortbestehen. Fortbestand hat das Basis-Überbau-Problem als Frage nach der Rolle von Mentalitäten im Kontext bestehender gesellschaftlicher Lebensbedingungen und Zwänge. Das Basis-Überbau-Problem wird inzwischen zwar mit einigem Erfolg bearbeitet, kann aber gewiss nicht als theoretisch „gelöst“ gelten, zumal es in anderen theoretischen Zusammenhängen – etwa als Verhältnis von Sozialstruktur und Sinn – genauso virulent ist. Auch weitere und weitergehende Klärungsversuche in Bezug auf die Werttheorie von Marx und den Wertbegriff überhaupt scheinen alles andere als obsolet geworden zu sein. Noch weniger gilt das für die berühmte Frage nach dem „subjektiven Faktor“, nach dem Verhältnis von Individuum und Gesellschaft.

Wollte man all die verschiedenen Versuche der jüngeren Vergangenheit zusammenstellen und kommentieren, wodurch die Klassen in ihren wenn auch veränderten Ausprägungen erfasst werden sollten und sollen, dann müsste man sich ein mehrbändiges Werk antun. Dieses hätte zu dokumentieren, wie zu bestimmten Zeiten bestimmte klassentheoretisch motivierte Ansätze in den Vordergrund rückten und dann wieder an Einfluss verloren.²¹⁸ Die Empfehlung von Althusser und Balibar, Marx neu zu lesen, Poulantzas' Staatstheorie, die Diskussion über „Postfordismus“ liefern nach meinem Eindruck einige Beispiele dafür. Gleichzeitig gewinnen Schriften an Gewicht, welche eine Kritik der Wirtschaftspolitik und Ethik der jüngeren Vergangenheit und der Gegenwart vortragen und dabei die neo-liberale „Oikodizee“ auf einem anderen als z.B. dem Hintergrund der Surplusstheorie ebenso grundsätzlich in Frage stellen. „Oikodizee“ ist ein Begriff, den J. Vogl

217 H. G. Thien: Klassentheorien – Die letzte 50 Jahre, in: Prokla – Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft, 44. Jhg., Heft 175, S. 163 ff.

218 Einen Schritt in diese Richtung geht die große Studie von I. Elbe: Marx im Westen. Die neue Marx-Lektüre in der Bundesrepublik seit 1965, Berlin 2008.

offensichtlich im Anschluss an die klassische „Theodizee“ wählt.²¹⁹ Die Theodizee dreht sich um die theologische Frage, warum Gott, der doch allwissend und allmächtig ist, es zulässt, dass das Böse überall in der Welt vorzufinden ist. Die nationalökonomische „Oikodizee“ lässt „die freien, unreglementierten Märkte“ als diejenige Instanz erscheinen, welche allein Wohlstand und Fortschritt in der Form des unbegrenzten Wachstums garantieren kann – trotz der Verwüstungen, die zum Beispiel die platzende Dot-Com-Blase oder die Finanzkrise hinterlassen haben. J. Jessen, der Feuilletonchef der Wochenzeitschrift >>Die Zeit<<, stellt mit dem Blick auf die Zukunft des Kapitalismus fest: „Es herrscht Unruhe im Land. Deutsche Politiker üben wieder Kapitalismuskritik, Soziologen sprechen von der Wiederkehr der Klassengesellschaft. Andere fürchten eine schleichende Krise von Demokratie und Kultur.“²²⁰ Es ist wahr, die jüngeren wirtschaftlichen Erlebnisse in der „Erlebnisgesellschaft“ waren so unangenehm, dass sogar einige Soziologen, die vormals das Ende der Klassengesellschaft imaginierten, erstaunt feststellen mussten, dass die Klassengesellschaft, die immer schon da war, nach ihrem Eindruck wiederkehrt. Die Klassen stellen beileibe keine auf die Ewigkeit hin angelegte Erscheinungsform sozialer Diskrepanzen dar. Man kann sich ihr Zum-Verschwinden-Bringen gut denken. Das sieht bei der hegemonialen Nationalökonomie anders aus: „Die Regeln des freien Marktes sind ihnen (den neo-liberalen Ökonomen – J.R.) keine Regeln, die sich die Gesellschaft gegeben hat (und also auch wieder nehmen könnte), sondern ewige Kräfte, vergleichbar der Schwerkraft gegen die aufzubegehren sinnlos ist.“²²¹ Das gehört zu dem, was Marx den „Fetischcharakter der Ware“ nennt. Ich gehe davon aus, dass Kapitalismuskritik dieses Typus auch dann noch Kritik einer Klassengesellschaft darstellt, wenn eine nicht klassentheoretisch fundierte Kritik am Marktradikalismus etc. geübt wird. Solange die Klassen noch da sind, bedeutet ihre Ausblendung jedenfalls Ideologie.

Allerdings gibt es in der Tradition des ökonomistischen Marxismus nahezu die gleiche Tendenz, die Gesetze der ökonomischen Basis, letztlich die Gesetzmäßigkeiten der gesamten Geschichte als Ausdruck „ewiger Kräfte“ zu deuten, die mit der Schwerkraft vergleichbar sind. Das Paradebeispiel für diese Denkweise lieferten immer schon die deterministischen und ökonomistischen Deutungen des Verhältnisses von Basis und Überbau. Das dynamische Sein der Produktivkräfte und Produktionsverhältnisse bestimmt, *determiniert* das Bewusstsein – so heißt es. Eines der klarsten Beispiele für die szientistische Denkweise in der Tradition der Kritik der politischen Ökonomie ist und bleibt für mich die Kritik des ungarischen Kominternmitgliedes László Rudas (1885-1936) an Georg Lukàcs. Gegen dessen Thesen in >>Geschichte und Klassenbewusstsein<<, denen er z.B. eine viel zu große Nähe zur neu-kantianischen Schule von Heinrich Rickert (1863-

219 J. Vogl: Das Gespenst des Kapitals, Zürich 2010/2011, S. 58.

220 J. Jessen (Hg.): Fegefeuer des Marktes. Die Zukunft des Kapitalismus, München 2006, S. 7.

221 A.a.O., S. 12.

1936) sowie zu Max Weber und dessen Sinnbegriff nachsagt, erhebt Rudas den folgenden Einspruch: „Und nichts hat einen Sinn, das Fallen des Steines ebenso wenig wie der Klassenkampf des Proletariats, außer dem 'Sinn', dass beide nach den Natur- und Gesellschaftsgesetzen verlaufen müssen.“²²² Für andere Sowjetmarxisten klingen derartige Aussagen doch als ein wenig *zu* deterministisch. Man behilft sich dann mit recht widersprüchlichen salvatorischen Klauseln: „Marxistischer Determinismus und marxistische Auffassung von den Gesetzen negieren keineswegs die Rolle des menschlichen Willens und Verstandes und ihren Einfluss auf den Verlauf der historischen Ereignisse sowie auf die Entwicklung der Natur.“ Aber dennoch ließe „ein Studium des Marxschen Werkes ... erkennen, dass der dialektische Materialismus lange vor der modernen Naturwissenschaft den Determinismus und den Begriff des Gesetzes ganz anders auffasst als zum Beispiel Laplace. Marx betrachtet die Gesetze der kapitalistischen Produktion vor allem als *tendenzielle*, das heißt als Gesetze, die sich durch eine Menge Hindernisse und Abweichungen durchsetzen.“²²³ Aber sie setzen sich allemal durch. Diese Denkweise war zu ihren Zeiten politisch bekanntlich nicht nur wegen des Einflusses der Sowjetunion äußerst wirksam. Heute wird sie – soweit ich weiß – nur noch in kleineren Zirkeln von Rechtgläubigen gehegt und gepflegt. Gleichwohl erlauben es diese alten Diskussionen, an Probleme zu erinnern, die in der Geschichte der Kritik der politischen Ökonomie immer wieder zu einem Verhandlungsgegenstand wurden. Sie zeigen theoretische und forschungspraktische Probleme an, von denen nur das glückliche Bewusstsein behaupten kann, sie seien endgültig *gelöst* worden. Sie können sich – wie bei M. M. Rosental – zu handfesten Widersprüchen zuspitzen, die nichts mit „Dialektik“ zu tun haben. So wird auf der einen Seite behauptet, das menschliche Wollen und Denken sei durchaus des Einflusses auf geschichtliches Geschehen mächtig. Auf der Gegenseite heißt es jedoch, die Menschen seien den Gesetzen der Gesellschaft unterworfen, da diese sich „in letzter Instanz“ durch alle Abweichungen hinweg und Hindernisse hindurch durchsetzten. Aber wie hängen diese beiden Seiten, Willensfreiheit und Determinismus, empirischer und intelligibler Charakter des Menschen zusammen? Das berühmte Problem des „subjektiven Faktors“ ist nicht vom Tisch. Es spiegelt sich in den älteren und neueren Diskussionen über das Verhältnis von „Marxismus und Psychoanalyse“, in Adornos Versuchen einer dialektischen Verhältnisbestimmung von Individuum und Gesellschaft, auf anderen theoretischen Wegen z.B. auch in G. H. Meads Interaktionstheorie wider. Einen weiteren, in eine

222 L. Rudas: Die Klassenbewusstseinstheorie von Lukacs, Teil I. In: Arbeiterliteratur, Wien 1924, Heft 10, S. 678.

223 M. M. Rosental: Die dialektische Methode der politischen Ökonomie von Karl Marx, Berlin 1973, S. 93 (Herv. i. Org.). Laplace Dämon kennt sämtliche Gesetze der Natur zusammen mit ihrer an sich unendlichen Menge an Randbedingungen, unter denen ihre Gesetze gelten. Ihm ist zudem die Lage, die Stellung sowie die Geschwindigkeit sämtlicher im Kosmos vorfindlicher Teilchen und Festkörper bekannt. Ein solcher Geist könnte alles genau vorhersagen sowie deutlich machen, was jemals war, ist und sein wird. Dieses Bild repräsentiert in der Tat einen strengen Determinismus. P. S. Laplace (1749-1827).

ähnliche Richtung gehenden Ansatzpunkt liefern Studien über das alltagsweltliche Denken und Handeln in seinem Verhältnis zur Sozialstruktur der Gesellschaft im Allgemeinen, zur historisch vorfindlichen Klassenstruktur im Besonderen.²²⁴ Ein prominentes Beispiel für Untersuchungen über den Zusammenhang zwischen alltagsweltlichen Mentalitäten und der Klassenstruktur einer Gesellschaft stellen die Studien von P. Bourdieu dar.

Praxis und Habitus.

Pierre Bourdieu (1930-2002) hat eine ethnologische Studie über die Kabylen, eine nordafrikanische Volksgruppe der Berber durchgeführt, die 1972 erschienen ist.¹⁸¹ In demjenigen Teil der Studie, welcher eine Theorie der Praxis begründen soll, steht der Begriff des *Habitus* im Zentrum. Man kann ihn inzwischen als einen Grundbegriff der Soziologie und Ethnologie ansehen. Zusammen mit dem Buch >>La Distinction. Critique social du jugement<< hat Bourdieus Habitustheorie später dann einen sehr weitgehenden Einfluss insbesondere auf empirische Milieustudien gewonnen.²²⁵ Das gilt gleichermaßen für seine Kapitalbegriffe:

- (a) Das ökonomische Kapital. Es entspricht weitgehend den Produktivkräften und Produktionsverhältnissen.
- (b) Das kulturelle Kapital: Dazu gehören die kognitiven und praktischen Kompetenzen der Person sowie ihre Wissensbestände. Es kann (b1) inkorporiert wie etwa der stock of knowledge at hand (Schütz) eines Individuums sein. Dies entspricht ein Stück weit dem, was Georg Simmel die „subjektive Kultur“ des Individuums nennt. Es ist (b2) objektiviert, wenn das Individuum auf vorfindliche Bestandteile der Kultur wie etwa Bücher zurückgreift. Es ist (b3) in der Form von Titel, Diplomen und Ehrungen institutionalisiert.
- (c) Das soziale Kapital: Es setzt sich aus den Handlungs- und Erfahrungsmöglichkeiten zusammen, die sich für ein Individuum aufgrund seiner Zugehörigkeit zu bestimmten Gruppen ergeben
- (d) Das symbolische Kapital. Es besteht in der Ehre und dem Ansehen, die der Person Zugang und Vorteile verschaffen. Auch diese Reihenfolge impliziert offensichtlich die Trias Reichtum, Macht (Einfluss) und Ehre.²²⁶

Mit seiner Praxisphilosophie schickt sich Bourdieu nach seiner Auskunft an, die „anthropologischen und soziologischen Grundlagen des objektivistischen Irrtums in Angriff zu nehmen“, ohne dabei auf den Gegenpol des Subjektivismus zurückzufallen. Objektivisten wollen – so Bourdieu – eine sachliche Beobachtung gleichsam „aus der Ferne“ durchführen. Das bedeutet, Praxisformen vom Standpunkt des äußeren Beobachters aus mit Methoden zu studieren, die denen der mathematischen Naturwissenschaften möglichst nahekommen sollen. Als anderes Wort für „Objektivismus“ lässt sich auch „Szientismus“ wählen, da im

224 Vgl. z.B. H. Lefebvre: Kritik des Alltagslebens, Kronberg/Ts. 1977.

225 P. Bourdieu: Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyliischen Gesellschaft, Frankfurt/M 1979.

226 P. Bourdieu: Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital, in: R. Kreckel (Hrsg.): Soziale Ungleichheiten, Soziale Welt, Göttingen 1983, S. 183 ff.

angelsächsischen Sprachraum *science* meistens mit „Naturwissenschaft“ gleichgesetzt wird. Dem steht sein Anspruch gegenüber, die „Praxis als Praxis“ zu untersuchen, anstatt als ein Objekt wie jedes andere zu behandeln? Der Hermeneutik wird der gegenteilige Anspruch nachgesagt. Aber sie steht vor der Gefahr, auf den Standpunkt des „Subjektivismus“ zurückzufallen. Bourdieu hat bei „Hermeneutik“ nicht zuletzt Studien wie die des Linguisten Ferdinand de Saussure (1857-1913) oder des Ethnologen Claude Lévi-Strauss (1908-2008) vor Augen, die zu den Schlüsseltexten der „Strukturalismus“ genannten Schule gehören. So lässt die theoretische Arbeit von Ethnologen, die eine fremde Kultur untersuchen, sie zu „einer hermeneutischen Repräsentation der gesellschaftlichen Praxisformen neigen.“ Das hermeneutische Wissenschaftsverständnis offenbart nach Bourdieu dabei die in der ethnologischen Literatur des Öfteren auftretende Gefahr, „alle gesellschaftlichen Beziehungen auf solche der Kommunikation und alle Interaktionen auf symbolische Tauschbeziehungen zu reduzieren.“²²⁷ Denn mit dem symbolischen Austausch zwischen Menschen läge so etwas wie ein Text vor, der sich hermeneutisch deuten lässt. Gleichwohl muss die Hermeneutik nicht zwangsläufig in den Sprachspielimperialismus ableiten, dem alles gesellschaftliche Sein gleich einem *sprachlichen* Sein ist. Ein Problem ergibt sich für Bourdieu dadurch, dass eine Theorie der Praxis ihrerseits eine *wissenschaftliche Praxis* von Experten darstellt. Diese bewegt sich in einem deutlichen Abstand von den übrigen Formen der Praxis in einer Gesellschaft und muss insofern ihrerseits ein Stück weit „objektivistisch“ arbeiten. Deswegen muss eine Theorie des Verhältnisses von Theorie und Praxis sich immer auch auf sich selbst beziehen. Das bedeutet, die Frage aufzuwerfen, welche gesellschaftliche Voraussetzungen gegeben sein müssen, damit nicht nur eine „besondere Kategorie von Individuen zur Ausübung einer theoretischen Tätigkeit bereitgehalten werden kann“, sondern welche Gegebenheiten in der gesellschaftlichen Realität „per se die (wenigstens – J.R.) unbewusste Übernahme eines bestimmten Typs“ von Theorie bzw. einer Theorie der Praxis (als gezielte oder immanente Zielrichtung auf außerwissenschaftliche Praxis) begünstigen.“²²⁸ Das ähnelt der Einübung in ein Paradigma bei Kuhn. Nach Bourdieus These bedingen „Gegebenheiten“ in der gesellschaftlichen Wirklichkeit in der Tat die bewusste oder unbewusste Übernahme eines „bestimmten Typs“ von Theorie. Zu diesen gesellschaftlichen Gegebenheiten sind nicht zuletzt auch „objektive“ Strukturen und Prozesse (wie die Aktionen ganzer sozialen Bewegungen) in der gesellschaftlichen Wirklichkeit zu rechnen. Bei Bourdieu gibt es eine Art Begünstigungsklausel. Sie erinnert ein Stück weit an Hegels Begriff des „Entgegenkommens.“ Denn für Hegel müssen Vernunftpotentiale im Dasein enthalten sein, damit eine vernünftige Gestaltung der Verhältnisse überhaupt einige Aussichten auf Erfolg hat. Allein durch das Enthaltensein von Vernunft in den Verhältnissen wird das bloße *Dasein* zur *Wirklichkeit*. Auf ähnliche Weise

227 Entwurf einer Theorie der Praxis, a.a.O., S. 140 f.

228 A.a.O., S. 139.

argumentiert Marx, alle „Sprengversuche“ als revolutionäre Praxis wären „Don-
quichotterie“, käme ihnen nicht ein vernünftiges Interesse z.B. an Gerechtigkeit
bei Gruppen in der gesellschaftlichen Wirklichkeit entgegen.²²⁹ Dennoch, so be-
tont Bourdieu, setzt theoretische Arbeit als Kopfarbeit immer auch einen gewis-
sen Bruch im Verhältnis zu anderen Praxisformen in der Gesellschaft voraus. Die-
ser kann sich zu einer Theorie der Praxis (zu einem Selbstverständnis vom richti-
gen Handeln in Bezug auf gesellschaftlich vorfindliche Praxisformen) verschär-
fen, „die mit dem Vergessen der gesellschaftlichen Bedingungen der Möglichkeit
von Theorie Hand und Hand geht.“²³⁰ Diese Anmerkung Bourdieus wiederum er-
innert ein Stück weit an Adornos zentrales ideologiekritisches Theorem, ein We-
sensmerkmal von Ideologien bestehe in der „Verleugnung des gesellschaftlichen
Grundes“ so vieler als sich als autonom missverstehender geistiger Phänomene.²³¹
Das Praxisverständnis ist in all diesen Fällen immer auch in eine bestimmte theo-
retische Perspektive auf den Untersuchungsgegenstand eingebettet.

Texte und Sinn sind und bleiben der zentrale Untersuchungsgegenstand der Her-
meneutik. Bourdieu beruft sich ausdrücklich auf den methodischen Grundzug des
hermeneutischen Wissenschaftsverständnisses, Vermutungen über einen Text an
diesem zu überprüfen, das revidierte Vorverständnis erneut zu applizieren usf.,
bis der erwünschte Grad der Differenzierung von Aussagen über die Vorlage er-
reicht ist. Aber die *gesellschaftlichen* Praxisformen sind nicht einfach *gleich* ei-
nem Text als Sprachgebilde bzw. Symbolsystem, welche Rolle die „subjektiven“
Ideen und Glaubensinhalte der Akteure immer auch bei der Konstitution sozialer
Tatsachen spielen mögen. Derridas berühmter, in diesen Rahmen passender
Spruch: „Il n'y pas de hors-texte“ (Es gibt nicht jenseits des Textes) kann zweier-
lei heißen: „Alles *ist* Text“ oder stattdessen „Es gibt nichts außerhalb des Textes“
(des Geistes, des Bewusstseins, der Sprache). Die erste Variante führt zu der tau-
tologischen Definition: Alles Sein ist gleich Text. Sein wird als „Text“ bezeich-
net. Das Sein ist Text; der Ball ist rund. Die zweite Aussage ist richtig, insofern
sie ein „Außerhalb“ als gegeben anerkennt, das uns jedoch nur durch Bewusstsein
und Sprache (Text) hindurch gegenwärtig sein kann. Entgegen dem absoluten
Sprachidealismus greift Bourdieu nicht zufällig auf die Interaktionstheorie von G.
H. Mead zurück. Dieser führt ja „Praxis“ als gesellschaftliches Handeln nicht auf
Symbolsysteme zurück, sondern für ihn bilden – umgekehrt! – konkrete gesell-
schaftliche Handlungen und praktische Interaktionszusammenhänge zwischen In-
dividuen und Gruppen den Grund für die Entstehung und Reproduktion von Sym-
bolsystemen (signifikanten Symbolen). „Anstatt eine Voraussetzung für gesell-
schaftliches Handeln zu sein, ist das gesellschaftliche Handeln eine Vorausset-
zung für Bewusstsein“ und Sprache.²³²

229 Vgl. K. Marx: Grundrisse, a.a.O., S. 77.

230 A.a.O., S. 140.

231 Vgl. Institut für Sozialforschung: Soziologische Exkurse. Nach Vorträgen und Diskussionen,
Frankfurt/M 1956, S. 176.

232 G. H. Mead: Geist, Identität und Gesellschaft, Frankfurt/M 1968, S. 56.

Das Studium der gesellschaftlichen Praxisformen kann nach Bourdieus Auffassung „zum Gegenstand dreier Modi theoretischer Erkenntnis“, also dreier Ausprägungen des Wissenschaftsverständnisses werden.²³³

1. Die „phänomenologische Erkenntnisweise.“
2. Die „objektivistische Erkenntnisweise.“
3. Die „praxeologische Erkenntnisweise.“

Ad 1: Den ersten Erkenntnismodus bezeichnet Bourdieu auch als den „interaktionistischen“ oder „ethnomethodologischen.“ Er umfasst im Grunde die meisten Versionen einer Soziologie der Alltagspraxis und bezieht sich auf Muster der primären Erfahrung von Gegebenheiten in der sozialen Welt. D.h.: Diese Erkenntnisweise „begreift die soziale Welt als eine natürliche und selbstverständlich vorgegebene Welt.“ Sie verfährt erfährt und behandelt sie *selbstvergessen*. Die Selbstvergessenheit gehört zu den Grundmerkmalen des bloß „erscheinende Wissen“, das sich in der „ersten Stellung des Gedankens zur Objektivität“ (Hegel) befindet. Es „schließt also die Frage nach den Bedingungen ihrer eigenen Möglichkeit aus.“²³⁴

Ad 2: Das objektivistische Wissenschaftsverständnis deckt sich weitgehend mit dem Szientismus. Dabei kommt es bei der Untersuchung vorfindlicher Praxisformen zu einem einschneidenden Bruch mit der Erfahrung der alltäglich Handelnden. Es wird der Standpunkt des „objektiven“ Beobachters reklamiert, der allemal Bescheid weiß. Der Aktorstandpunkt wird in den Hintergrund gedrängt. Denn er fällt in den Bereich der *doxa*, in die Welt der trügerischen Erscheinungen. Bourdieu legt ein besonderes Gewicht auf die Kritik der „strukturalistischen Hermeneutik“, worunter in erster Linie jene Varianten der ethnologischen Theoriebildung und Forschung zu verstehen sind, welche an den linguistischen Strukturalismus anschließen.

Ad 3: Die praxeologische Erkenntnisweise, wie Bourdieu seinen Ansatz bezeichnet, bezieht sich nicht nur auf die objektiven, nicht sinnhaften Strukturen und Prozesse einer Gesellschaft, sondern bemüht sich auch um Einsichten in „die *dialektischen* Beziehungen zwischen diesen objektiven Strukturen und den strukturierten *Dispositionen*, die diese zu aktualisieren und zu reproduzieren trachten.“²³⁵ Er scheint damit ausdrücklich einen bestimmten Anschluss an das *dialektische* Theorieverständnis herstellen zu wollen. Seine aufhebende Kritik des objektivistischen Standpunktes spielt dabei eine wichtige Rolle. „Die praxeologische Erkenntnis annulliert nicht die Ergebnisse des objektiven Wissens, sondern bewahrt und überschreitet sie, indem sie integriert, was diese Erkenntnis ausschließen musste, um allererst jene zu erhalten.“²³⁶ Das klingt so, wie die Vernunft bei Hegel

233 P. Bourdieu: Entwurf einer Theorie der Praxis, a.a.O., S. 146 ff.

234 A.a.O., S. 147.

235 Ebd. (Herv. i. Org.).

236 A.a.O., S. 148.

die Grenzen des Verstandes übersteigt, der jedoch zugleich die Grundlage, Voraussetzung des dialektischen Denkens ist und bleibt.

Um die Kritik am Objektivismus weiter auszuführen, schlägt Bourdieu vor, „einen Augenblick auf dem Terrain des (strukturealistischen – J.R.) Objektivismus schlechthin, dem der Saussureschen Linguistik und der Semiologie innezuhalten.“²³⁷ Dieser Autor und eine Reihe von anderer Vertreter der Ethnologie, die eigentlich die Sprachhermeneutik betreiben, nähern sich gleichwohl dem objektivistischen Denken dadurch an, dass der linguistische Strukturalismus „ein System objektiver Beziehungen (gedanklich – J.R.) konstituiert, das auf die unterschiedlichen Praxisformen und Praktiken, in denen es sich dokumentiert und in Aktion tritt, ebenso wenig zurückzuführen ist wie auf die Intentionen der Subjekte und deren Bewusstsein von seinen Zwängen und seiner Logik.“ Saussure habe die Sprache „als Struktur objektiver Relationen“ betrachtet, „die gleichermaßen das Hervorbringen der Rede wie deren Entschlüsselung möglich macht ...“²³⁸ Bourdieus Vorbehalte gegenüber dieser Denkungsart scheinen darauf hinauszulaufen, dass damit das Vermittlungsverhältnis zwischen objektiver Struktur, Alltagspraxis und Alltagsdenken der Menschen, die Homologie (Strukturgleichheit oder wenigsten Strukturähnlichkeit) „zwischen Sprachsystem und Sprechen einerseits und Kultur und Verhalten oder Werk andererseits“ aus dem Blickfeld gerate.²³⁹ Eine erfolgreiche Bearbeitung des Problems des subjektiven Faktors sei nicht zu erkennen. Im Gegenteil: Das Individuum erscheint als eine Marionette, die an den Fäden struktureller Zwänge zappelt. Der Saussuresche Sprachstrukturalismus weise zudem den Nachteil auf, dass *Struktur* als Beziehung zwischen den Zeichen verkürzt dargestellt wird. In Wahrheit handelt es sich um *praktische* Funktionen, „die sich keinesfalls, wie es der Strukturalismus stillschweigend unterstellt, auf Kommunikations- und Erkenntnisfunktionen reduzieren lassen.“²⁴⁰ Hinzu komme, dass die Kenntnis eines Sprachcodes die praktisch vollzogenen Interaktionen (Sprechakte) keineswegs eindeutig steuert und dass außersprachliche Faktoren ebenfalls eine Rolle beim Gebrauch von Zeichen spielen. Nicht zuletzt ist es der (soziale) Kontext, worin ein Sprechakt vollzogen wird, der die nähere Bedeutung der Zeichen (Aussagen, Sprechakte) selbst mitbestimmt.²⁴¹ Ethnomethodologen weisen in der Tat und mit Recht auf die sog. „Indexikalität der Sprechakte“ hin. Je nach der sozialen Situation, worin er ausgesprochen wird, nimmt der an sich auf Anhieb verständliche Satz „Das sind ja trübe Aussichten“ je verschiedene Bedeutung an. Geht es um den Blick vom Berg in das neblige Tal, um die

237 A.a.O., S. 151.

238 A.a.O., S. 152.

239 A.a.O., S. 153.

240 A.a.O., S. 155.

241 A.a.O., S. 156.

Einschätzung der Konjunkturlage usf.²⁴² Der für Interaktionstheorien zentrale Regelbegriff (nicht zuletzt im Hinblick auf Sprachregelungen) wird in der Tat oftmals „im Sinne ausdrücklich festgelegter und explizit anerkannter sozialer *Normen* gleich dem moralischen oder juristischen Gesetz, zuweilen auch im Sinne eines *theoretischen Modells* einer von der Wissenschaft erarbeiteten Konstruktion zur Erklärung der Praxisformen verwendet ...“²⁴³ Aber die beobachtbaren *Regelmäßigkeiten* menschlichen Handelns in der Alltagspraxis garantieren nicht, dass die Akteure selbst gezielt irgendwelchen klar definierten *Regeln* gefolgt wären. Wie von W. v. O. Quine hervorgehoben hat: Das Handeln eines Akteurs kann von einer Regel *angeleitet* werden, ohne dass der Handelnde diese Regel selbst kennt und sie nennen könnte. Das Kleinkind lernt das korrekte Sprechen, ohne (zunächst) auch nur die Regeln der elementaren Grammatik angeben zu können. Erst wenn Akteure über einen gewissen Grad mehr oder minder klarer Regelkenntnisse verfügen, erst dann kann man sagen, sie *beachteten* die Regel. Deswegen lässt sich sagen, *Regelverstehen* läge dann vor, wenn die Beobachter selbst sich auf die Regeln verstehen, worauf sich auch die Akteure verstehen. Davon ist die Untersuchung fremder Kulturen offensichtlich in einem besonderen Maße abhängig. Es geht Bourdieu offensichtlich darum, die Betrachtung der alltagsweltlichen Praxis unter Einbeziehung der alltäglichen Einstellungen und Orientierungen der Akteure selbst vorzunehmen, wobei objektive gesellschaftliche Strukturen ausdrücklich einbezogen werden. Das Verhältnis wissenschaftlicher Kopfarbeiter zur Alltagspraxis stellt ein weiteres zentrale Thema dar. Ziel ist letztendlich die Erfassung des Vermittlungsverhältnisses zwischen Lebensführung Tag für Tag mit der Sozialstruktur im Allgemeinen, mit der Klassenstruktur im Besonderen.²⁴⁴

Der Habitus als Vermittlungsbegriff?

Der Begriff des *Habitus* wird zum Dreh- und Angelpunkt dieses Vermittlungsversuches zwischen Alltagsmentalität und -praxis einerseits, der Klassenstruktur andererseits – einer Klassenstruktur, welche z.B. die „feinen Leute“ vom gemeinen Volk trennt. Der „methodische Objektivismus“ vollzieht nach Bourdieu einen Bruch mit der Primärerfahrung und versucht sich an der „Konstruktion objektiver Relationen.“²⁴⁵ Dem hält er den Entwurf einer „Theorie des Erzeugungsmodus der Praxisformen“ entgegen.²⁴⁶ Ein solches Projekt führe zu einer „Dialektik von objektiven und einverlebten Strukturen.“ Bei dieser Dialektik gehe es offensichtlich um eine logisch angemessenere Verhältnisbestimmung des objektiven

242 Im Abschnitt über „Sinnliche Gewissheit“ seiner Phänomenologie demonstriert die Variation des Wahrheitsgehaltes zeitindizierter Aussagen. „Jetzt ist die Nacht“. Diese Aussage ist normalerweise um 12 Uhr mittags schlechthin falsch, um Mitternacht jedoch wahr.

243 P. Bourdieu: Entwurf einer Theorie der Praxis, a.a.O., S. 159.

244 Auf den Pfaden eines ähnlichen Vermittlungsversuches wandelt auch A. Giddens mit seiner Schrift: Die Konstitution der Gesellschaft, Frankfurt/New York 1988.

245 A.a.O., S. 164.

246 Ebd.

gesellschaftlichem Seins zum alltagsweltlichen Bewusstsein und Handeln. Die damit abgesteckte Zielrichtung auf eine *dialektische* Relationierung (dialektische Metarelation) der vielfältigen empirischen Beziehungen zwischen Sein und Bewusstsein führt natürlich mal wieder mitten in die Problemzone des guten alten Basis-Überbau-Problems. Jedenfalls soll das dialektische Theorieverständnis die detailliertere Erforschung und Darstellung des komplexen Prozesses der „*Interiorisierung der Exteriorität und der Exteriorisierung der Interiorität*“ explizit anleiten.²⁴⁷ Es geht um die Formierung von Dispositionen und deren Entäußerung in einer Praxis. Bourdieu denkt dabei offensichtlich an zwei gegenläufige Prozesse: Äußerliches (Vorgegebenes) wird verinnerlicht und wieder „nach außen“ und das heißt: in eine Praxis umgesetzt, welche die überindividuellen Strukturen und Prozesse reproduziert. Allerdings reicht die Feststellung einer wie immer auch verfassten Gegenläufigkeit von Prozessen nicht aus, um jenen Beziehungstypus, welcher die Einzelrelationen als Metarelation übergreift mit größerer logischer Präzision als „dialektisch“ auszeichnen zu können. Es fragt sich also, ob der *Habitus*begriff bei Bourdieu tatsächlich eine logisch klar bestimmte *dialektische* Vermittlung der Ebenen von Mentalität und Klassenstruktur leistet? Die meisten der vorfindlichen Angaben, Beschreibungen und Kommentare stellen ihn jedoch als Schnittstelle zwischen Verinnerlichung und Entäußerung, damit als eine Art *tertium comparationis* (Mitte) dar. Darüber hinaus wird der *Habitus* an zahlreichen Stellen ausdrücklich als *Wirkung* gesellschaftlicher *Ursachen*, also kausal-analytisch beschrieben. Er kann allerdings seinerseits bei der „Exteriorisierung“ als Kausalfaktor Effekte erzeugen. Somit handelt es sich letztendlich um Wechselwirkung. Insbesondere die Darstellung des *Habitus* als Schnittmenge (Mitte, „drittes Vergleichendes“) führt ein gutes Stück weit weg von der „Vermittlung ohne Mitte“, die bei Hegel und Adorno gleichermaßen ein entscheidendes Merkmal des „Prinzips der Dialektik“ darstellt.

Die Klassenstruktur spielt in Bourdieus *Habitus*theorie eine zentrale Rolle. Als Prinzip zu deren Darstellung kann bei der Kapitalismusdarstellung und -kritik jene krisenträchtige *Regelmäßigkeit* angesehen werden, welche Marx als das Wertgesetz bezeichnet. Er nennt es auch das „innere Band des Kapitalismus“. Im Hinblick auf diese Art sozialer Prozesse betont Bourdieu ausdrücklich: Sie „erzeugen (kausal? – J.R.) *Habitusformen*, d.h. Systeme dauerhafter *Dispositionen*, strukturierte Strukturen, die geeignet sind, als strukturierende Strukturen zu wirken ...“²⁴⁸ Die Kausalrelation, nicht die dialektische Vermittlung der Gegensätze in sich dominiert als Metarelation der einzelnen Relationsaussagen.

247 Ebd. (Herv. i. Org.).

248 A.a.O., S. 165.

Zwischenbemerkung.

„Habitus“ ist mal wieder mal ein Begriff, der aus dem Latein kommt. In dieser wiedergängischen Sprache bezeichnet er die persönliche Haltung (z.B. das „Auftreten“, das majestätisch oder bescheiden sein kann). Es kann zudem das äußere Erscheinungsbild, aber auch die Stimmung und nicht zuletzt die Gesinnung einer Person gemeint sein. Bourdieu führt Habitus anscheinend als einen Dispositionsbegriff ein. Dispositionsbegriffe bzw. Dispositionsprädikate bezeichnen – ähnlich der aristotelischen Entelechie – ein Potential zu einer Handlung oder Entwicklung, das unter den Rahmenbedingungen einer bestehenden Situation an sich realisiert werden kann, vorausgesetzt, es kommt nichts dazwischen (steresis). Der Zucker ist an sich löslich, für uns, für unseren Geschmack entfaltet er diese Eigenschaft erst, wenn er in eine Tasse Kaffee (und nicht daneben) geschüttet wird.

Für eine Situation „konstitutive Strukturen“ wie die Klassenstruktur, letztlich die materiellen Existenzbedingungen insgesamt *erzeugen* Habitusformen, sagt Bourdieu. Damit zeichnet sich weiterhin das charakteristische Problem seines Habitusbegriffes ab. „Erzeugen“ bedeutet *kausal hervorbringen*. Und Habitus *wirken* zugleich strukturierend auf die allgemeinen Strukturen zurück. *Dass* es empirisch derartige Kausalbeziehungen gibt, ist unbestreitbar! *Dass* dem Individuum bestimmte Züge seines Sozialcharakters als Handlungsdispositionen eingeprägt werden, ist ebenfalls empirisch evident. Der Sozialcharakter (Meads *Me*) ist in vielerlei Hinsichten *Effekt* der Einflüsse bedeutsamer anderer Personen, letztlich der Sozialstruktur insgesamt (Meads *generalized other*). Aber die dialektische Vermittlung der Gegensätze in sich stellt einen anderen Typus der Relationierung von Relationen dar als Kausalität oder Wechselwirkung. Als „dialektisch“ in einem logisch schärferen Sinn kann ein reines Wirkungs-Rückwirkungsverhältnis gewiss nicht bezeichnet werden. Ein weiteres Deutungsproblem tut sich dadurch auf, dass eine ganze Reihe von Aussagen Bourdieus zur Erzeugung der Haltungen nach einer kompletten Anpassung des Individuums an die gesellschaftlichen Lebensbedingungen ebenso wie an strukturelle Zwänge der Klassenstruktur klingen. So heißt es beispielsweise: Es gibt die „symbolischen, d.h. konventionellen und konditionellen Stimulierungen, die allein unter der Bedingung wirken, dass sie auf Handlungssubjekte treffen, die dazu konditioniert sind, sie wahrzunehmen ...“²⁴⁹ Die Wortwahl ist eindeutig: Linear kausal „wirken“, „konditioniert sein“ sind die Schlüsselverben. Dem entsprechen weitere Aussagen wie die, die Welt der Praxis vermöge allenfalls eine „bedingte Freiheit“ zu gewähren.²⁵⁰ Der Habitus verweist zudem auch in den Bereich des Unbewussten, Vorbewussten bzw. der internalisierten Routinen, Rezepte, Funktionsanforderungen und Handlungszwänge. Anders als sich z.B. die objektivistische (szientistische) Spiel- und Entscheidungstheorie das vorstellt, konstituiert sich die Alltagspraxis für Bourdieu sehr weitgehend, „ohne dass doch die Handlungssubjekte das geringste Kalkül angestellt oder auch nur, mehr oder minder bewusst, eine Einschätzung der

249 A.a.O., S. 166.

250 Ebd.

Erfolgsaussichten vorgenommen haben müssen. Deshalb, weil von den objektiven Bedingungen (die die Wissenschaft über statistische Regelmäßigkeiten, sowie objektiv einer Gruppe oder Klasse zuschreibbare Wahrscheinlichkeiten erfasst) dauerhaft eingeprägte (!) Dispositionen gleichermaßen Aspirationen wie Praxisformen erzeugen, die mit jenen objektiven Bedingungen in Einklang stehen und gleichsam vorgängig deren objektiven Erfordernissen und Anforderungen angepasst sind ...“²⁵¹ Es ergibt sich der Eindruck: Die Haltungen haben sich „dauerhaft eingepägt“ und die Akteure werden dadurch an die objektiven Anforderungen ihrer Lebensumstände „angepasst“, so dass sie mit diesen im Einklang stehen? Angesichts einer Fülle in die gleiche Richtung weisender Formulierungen erscheinen die Habitus als strukturierte Dispositionen, die als Ergebnis der kausalen Einflüsse objektiver Strukturen der jeweiligen Lebenswelt anzusehen sind – auch wenn sie der Rückwirkung auf die objektiven Strukturen und Prozesse fähig sind. Will Bourdieu tatsächlich bei einem derart einseitig klingenden Kausalismus stehenbleiben? Und das, wo er doch ausdrücklich auf eine Kritik des Strukturobjektivismus und des Szientismus zielt? Im Rahmen seiner Kritik des „Objektivismus“ vertritt er ja nachdrücklich die Auffassung, „dass wir alle Theorien aufzugeben haben, die explizit oder implizit die Praxis zu einer mechanischen, durch die vorhergehenden Bedingungen determinierten Reaktionsform stempeln, worein zugleich die Unterstellung eingeht, dass jene auf das mechanische Funktionieren vorgängig aufgestellter Apparaturen wie >>Modelle<<, >>Normen<< oder >>Rollen<< zu reduzieren seien ...“²⁵² Damit werden deterministische Denkmuster ausdrücklich zurückgewiesen. Es ergibt sich ein logischer Widerspruch, der nichts mit Dialektik zu tun hat. Doch das Bild ist nicht eindeutig. Bourdieu schreibt den Habitusformen trotz allem über ihre Eigenschaft hinaus, Effekt strukturierender Strukturen zu sein, immer einmal eine *eigensinnige* Rolle und Wirkungsmöglichkeit zu. Denn sie *wirken* gleichzeitig als aktiv „strukturierende Strukturen“ auf die gegebenen Strukturen zurück. Einiges deutet zudem darauf hin, dass Bourdieu seine Diskussion des Habitusbegriffes sowie real ausgeprägter Habitus auch im Rahmen einer Art *Rückkoppelungsschleife* (*positive feedback*) vorträgt. Grundlegende Sachverhalte („Strukturen“) „produzieren“ die Habitus, während diese Dispositionen – umgekehrt – die „Strukturen“ reproduzieren. „Der Habitus, dieser durch geregelte Improvisation dauerhaft begründete Erzeugungsprinzip – *principium importans ordinem ad actum*, wie die Scholastiker formulierten –, bringt Praxisformen und Praktiken hervor, die in dem Maße, wie sie dahin tendieren, die den objektiven Produktionsbedingungen ihres Erzeugungsprinzips immanenten Regelmäßigkeiten zu reproduzieren – wobei sie sich freilich ebenso den innerhalb einer gegebenen Situation als objektive Potentialitäten eingeschriebenen Erfordernissen und Zwängen anpassen (!) –, sich weder aus den punktuell als Summe der Stimuli, die jene Praxisformen hervorgerufen

251 A.a.O., S. 168.

252 A.a.O., S. 169.

zu haben scheinen, definierten objektiven Bedingungen, noch aus den Bedingungen unmittelbar deduzieren lassen, die das dauerhafte Prinzip ihrer Produktion geschaffen haben ...“²⁵³ Damit werden dem Habitus zwei wesentliche Eigenschaften zugeschrieben: (a) Die Habitus lassen sich *nicht* uneindeutig aus strukturellen Faktoren deduzieren. Gleichwohl erscheinen sie als deren Effekt. (b) Sie sind eigenständiger Kausalität fähig; denn sie verkörpern das Potential zu einer Praxis, welche für die *Reproduktion* der strukturellen Zusammenhänge unabdingbar ist. Bourdieu scheint andererseits das Modell eines selbststabilisierenden Prozesses zu entwerfen, in dem die Individuen das von ihnen Verlangte meistens unbewusst oder vorbewusst vollstrecken. „Jedes Individuum, mag es das wissen oder nicht, wollen oder nicht, ist Produzent und Reproduzent objektiven Sinns: Da seine Handlungen und Werke Produkt eines *modus operandi* sind, dessen Produzent es nicht ist und die es bewusst nicht beherrscht, schließen sie, einem Begriff der Scholastik folgend, eine >>objektive Intention<< ein, die dessen bewussten Absichten stets übersteigt.“²⁵⁴ In der Tat gibt es Autoren, welche die in all dem scheinbar aufgehobene Argumentationsfigur eines sich selbst stabilisierenden Kreislaufes ausdrücklich das Prinzip der Dialektik sehen. So beschreibt N. Rescher eine „Prozessdialektik“ in Analogie zur dialektischen Triade als eine Feedback-Schleife mit folgenden Stadien: Den Ausgangspunkt bildet ein bestimmtes Praxismuster, ein *modus operandi*. Aber es zeigt sich alsbald, dass einem erfolgreichen Verfahren schwere Hindernisse im Weg stehen. Es kommt daher im Falle gelingender Praxis zu einer „modifizierenden Wiederanpassung in Richtung auf effektives Funktionieren.“²⁵⁵ Auf ähnliche Weise klingt bei Bourdieu immer wieder der Unterton einer induzierten Anpassung an. Nicht nur, dass die „Verinnerlichung der gleichen objektiven Strukturen“ zu übereinstimmenden Dispositionen in der Praxis führt ²⁵⁶, „der Habitus stellt das Produkt der Einprägungs- und Aneignungsarbeit dar, die erforderlich ist, damit die Hervorbringung der kollektiven Geschichte (Sprache, Wirtschaftsform usw.) sich in Form dauerhafter Dispositionen in allen, den gleichen Bedingungen auf Dauer unterworfenen, folglich den gleichen materiellen Existenzbedingungen ausgesetzten Organismen – die man, so man will, Individuen nennen kann – erfolgreich reproduzieren können.“²⁵⁷ ¹⁸² Der Gegenzug zu dieser Hauptlinie des Denken taucht immer wieder einmal auf: Die kausalistische Darstellung weist ohnehin ihre Lücken und Tücken auf. Denn z.B. zum schwierigen Begriff des „objektiven Sinns“ bei Bourdieu passt die Merkmalsangabe, dass das Individuum auf Grund der Effekte der dem individuellen Leben allemal vorgeordneten „Strukturen“, deren „objektiven“ Anforderungen der Mensch nicht annähernd im vollen Umfang bewusst ist, geschweige denn sie ohne alle Modifikationen vollstrecken kann. Wir gebrauchen

253 A.a.O., S. 170.

254 A.a.O., S. 178.

255 N. Rescher: *Dialectics. A Classical Approach to Inquiry*, Heusenstamm 2007, S. 6.

256 P. Bourdieu: *Entwurf einer Theorie der Praxis*, a.a.O., S. 179.

257 A.a.O., S. 186 f.

die *gelernten* Regeln der Grammatik mehr oder minder erfolgreich (*to use*), ohne sie trotz aller Einpaukerei vollständig benennen (*to mention*) zu können. Und bei ihrem Gebrauch ergeben sich immer zugleich Abweichungen von der starren Regelbefolgung, die nicht schlechthin mit linguistischen Fehlern gleichzusetzen sind. Die Bedeutung dieses Tatbestandes hat Kant klar gemacht. Er betont, dass die Anwendung zahlloser Regeln für das Denken und Handeln eine *Urteilkraft* voraussetzt, die geübt, aber nicht wie die Regeln des 1x1 eingepaukt werden kann. Das eröffnet grundsätzlich einen Spielraum für Modifikationen. Ähnlich trägt der Habitus immer auch *eigensinnig* zur Restrukturierung der gegebenen Strukturen bei. Der Regelkreis ist nicht geschlossen!

Bourdieu's Einfluss auf zahlreiche andere Versuche, Aussagen über die Klassenstruktur mit Aussagen über die Mentalitäten und Praxisformen im Alltag logisch oder dialektisch konsistent zu verbinden, ist nicht zu unterschätzen. Es wird von ihm ein anregender Versuch gemacht, nicht nur den berühmten „subjektiven Faktor“ als Wille, Bewusstsein und Unbewusstsein des Individuums einzubeziehen, sondern auch den Mentalitäten und Praxismustern in der alltäglichen Lebenswelt Rechnung zu tragen. Das ist und bleibt ein normalwissenschaftliches Rätsel nicht nur in der Tradition der Kritik der politischen Ökonomie, auf die Bourdieu eher beim Wortgebrauch, als in systematischer Form zurückgreift.

LITERATURVERZEICHNIS

- Th. W. Adorno: Reflexionen zur Klassentheorie, in ders.: Soziologische Schriften I, Frankfurt/M 1979.
- Th. W. Adorno: Einleitung in die Soziologie, Frankfurt/M 1993.
- AGF: Die Sinus-Milieus ® im Fernsehpanel. Das gesamtdeutsche Modell. Frankfurt/M 2002. (AGF = Arbeitsgemeinschaft Fernsehforschung).
- Aristoteles: Nikomachische Ethik (Ed. Dirlmeier), Frankfurt/M 1957.
- Aristoteles: Metaphysik. Schriften zur Ersten Philosophie, Stuttgart 1970.
- U. Beck: Jenseits von Stand und Klasse? Soziale Ungleichheit, gesellschaftliche Individualisierungsprozesse und die Entstehung neuer sozialer Formationen und Identitäten, in: R. Kreckel (Hrsg.): Soziale Ungleichheiten, Zeitschrift >Soziale Welt<, Sonderband 2, Göttingen 1983, S. 51.
- U. Beck: Die Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt/M 1986.
- U. Beck: Die Erfindung des Politischen, Frankfurt/M 1993.
- Sven Beckert: Artikel in der Zeitschrift >>Die Zeit<<, Nr. 33, August 2023, S. 15.
- K.M. Bolte/St. Hradil: Soziale Ungleichheit in der Bundesrepublik, Opladen 1984 ff.
- M. Bocker: Arbeit und Eigentum. Der Paradigmawechsel in der neuzeitlichen Eigentumstheorie, Darmstadt 1992.
- M. Brüning: Soziale Lagen in Deutschland (2018). Schriften der Bundeszentrale für Politische Bildung.
- H. Bude: Die Ausgeschlossenen. Das Ende vom Traum einer gerechten Gesellschaft, München 2008.
- Chr. Butterwegge: Ungleichheit in der Klassengesellschaft, Köln 2020.
- M. T. Cicero: De officiis – Vom pflichtgemäßen Handeln, Stuttgart 1976.
- G. A. Cohen: Karl Marx' Theory of History -Defence, Oxford 1978.
- J. Diamond: Guns, Germs and Steel. The Fate of Human Societies, New York 1999.
- K. Davis/W.E. Moore: Einige Prinzipien der sozialen Schichtung, in: H. Hartmann (Hrsg.): Moderne Amerikanische Soziologie. Neuere Beiträge zur soziologischen Theorie. Stuttgart 1967, S. 347 ff.
- J. G. Fichte: Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre (1794), Hamburg 1961.
- Th. Geiger: Die Klassengesellschaft im Schmelztiegel, Köln/Hagen 1949.
- Th. Geiger: Theorien der sozialen Schichtung, in ders.: Arbeiten zur Soziologie. Neuwied/Berlin 1962.
- R. Geißler: Die Sozialstruktur Deutschlands. Ein Studienbuch zur Entwicklung im geteilten und vereinten Deutschland, Opladen 1992.
- A. Giddens: Die Klassenstruktur fortgeschrittener Gesellschaften, Frankfurt/M 1979.
- D. Graeber/D. Wengrow: The Dawn of Everything. A New History of Humanity, New York 2021.
- R. Harré: Gesellschaftliche Ikonen und Bilder von der Welt, in: H. Strasser/K. Knorr: Wissenschaftssteuerung, Soziale Prozesse der Wissenschaftsentwicklung, Frankfurt/M 1976.
- P. Heather: Der Untergang des römischen Reiches, Reinbek b. Hamburg 2011.
- G. F. W. Hegel: Werke in zwanzig Bänden, Frankfurt/M 1970.
- St. Hradil: Soziale Ungleichheit in Deutschland, 8. Auflage 2005.

- I. Kant: Werke in sechs Bänden (Ed. Weischedel) Darmstadt 1963.
- R. König (Hrsg.): Lexikon „Soziologie“. Fischer-Lexikon, Frankfurt/M 1958.
- G. Lenski: Macht und Privileg – Eine Theorie der Stratifikation, Frankfurt/M 1973.
- J. Locke: Zwei Abhandlungen über die Regierung, Frankfurt/M 1977.
- M. Mann: Die Geschichte der Macht. Erster Band: Von den Anfängen bis zur Griechischen Antike, Frankfurt/New York 1994.
- G. Marshall: Repositioning Class – social inequality in industrial societies, London 1997.
- K. Marx: Kritik der politischen Ökonomie, Berlin (Ost) 1974.
- K. Marx/F. Engels: MEW Bände 2, 3, 4, 13, 23 und 24. Berlin 1969 ff.
- K. Marx: Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie (Rohentwurf), Frankfurt o.J.
- K. Marx: Kritik des Gothaer Programms (MEW 19).
- J. Pakulski/M. Waters: The Death of Classes, London 1996.
- T. Parsons: Entwicklung und Differenzierung. Die schwindende Bedeutung des Klassenbegriffs in den modernen Gesellschaften, in >>Neue Züricher Zeitung<< vom 16.6. 79 (Nr. 137).
- T. Parsons: Ansatz zu einer Theorie der sozialen Schichtung, in ders.: >>Soziologische Theorie<< (Hrsg. D. Rüchemeyer), Neuwied 1964.
- Th. Piketty: Das Kapital im 21. Jahrhundert, München 2014.
- D. Rae: Equalities, Cambridge Mass. und London 1981.
- J. Ritsert: Soziale Klassen, Münster 1998.
- J. Ritsert: Reichtum; Macht und Ehre, Münster 2018.
- J. Ritsert: Reminiszenzen 14: Problem – Interesse – Praxis (unv. Lehrmaterial), Frankfurt/M 2023.
- A. Smith: Untersuchung über das Wesen und die Ursachen des Volkswohlstandes, Frankfurt/M 2009.
- J. J. Rousseau: Schriften zur Kulturkritik, Hamburg 1995.
- J. J. Rousseau: Diskurs über die Ungleichheit (Ed. H. Meier), Paderborn/München/Wien/Zürich 1984.
- A. Sokal/J. Bricmont: Eleganter Unsinn. Wie die Denker der Postmoderne die Wissenschaften Missbrauchen, München 1998.
- Ph. Staab: Digitaler Kapitalismus. Markt und Herrschaft in der Ökonomie der Unknappheit, Berlin 2019.
- M. Walzer: Sphären der Gerechtigkeit. Ein Plädoyer für Gerechtigkeit und Gleichheit, Frankfurt/New York 1992.
- M. Weber: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre, Tübingen 1922 ff.
- M. Weber: Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie, Studienausgabe (hrsg. v. J. Winckelmann). 2 Bände, Köln/Berlin 1956.
- L. Wittgenstein: Philosophische Untersuchungen, Frankfurt/M 1967.
- E. O. Wright: Class Counts. Comparative studies in class analysis, Cambridge 1997.
